

A

0
0
0
7
7
4
8
0
2
3



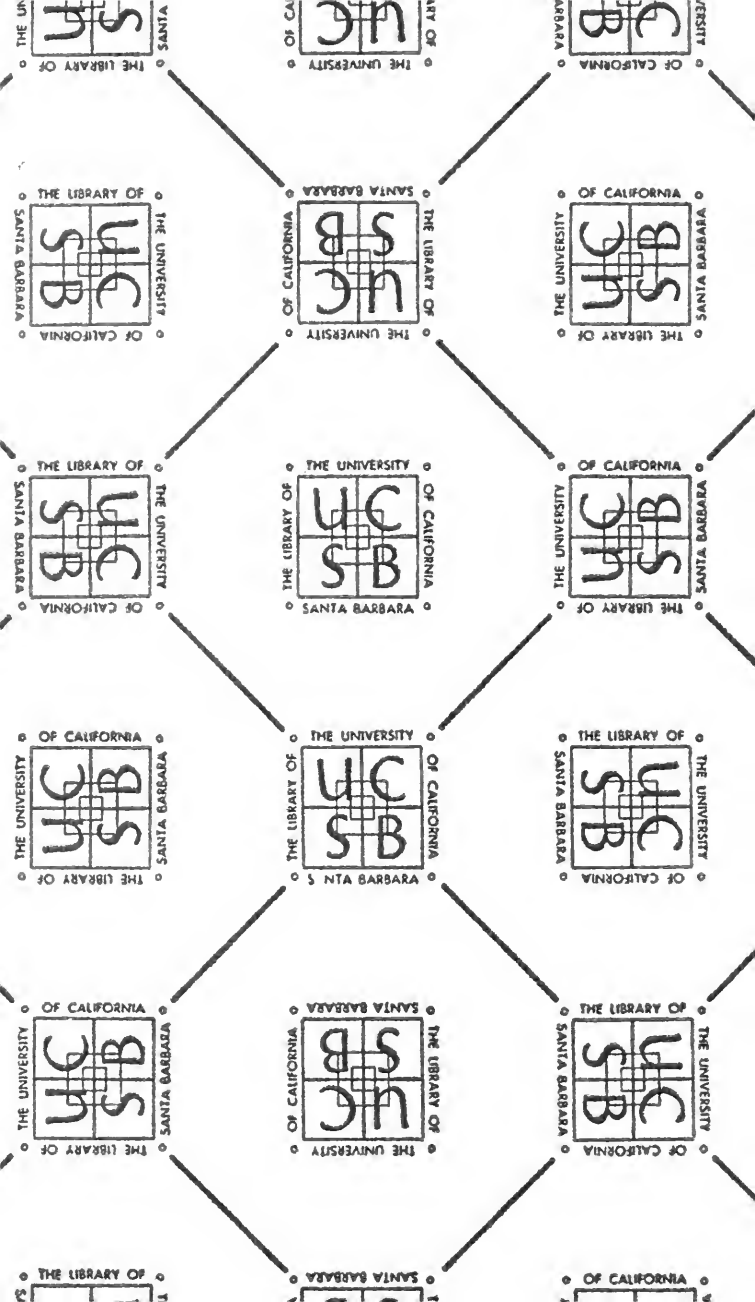
GN
31
F7

UCSB



LIBRARY
THE UNIVERSITY
OF CALIFORNIA
SANTA BARBARA

PRESENTED BY
GEORG MAYER





Digitized by the Internet Archive
in 2007 with funding from
Microsoft Corporation



N u m m e r 45 d e r

Z e l l e n b ü c h e r e i

Copyright 1920 by
Dürr & Weber m. b. H.,
Leipzig

*

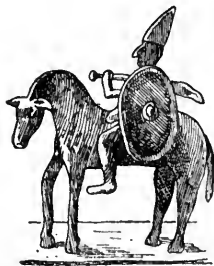
1.-8. Tausend

Francé
Annie Harrar

Rasse

Menschen von gestern und morgen

Mit 10 Abbildungen

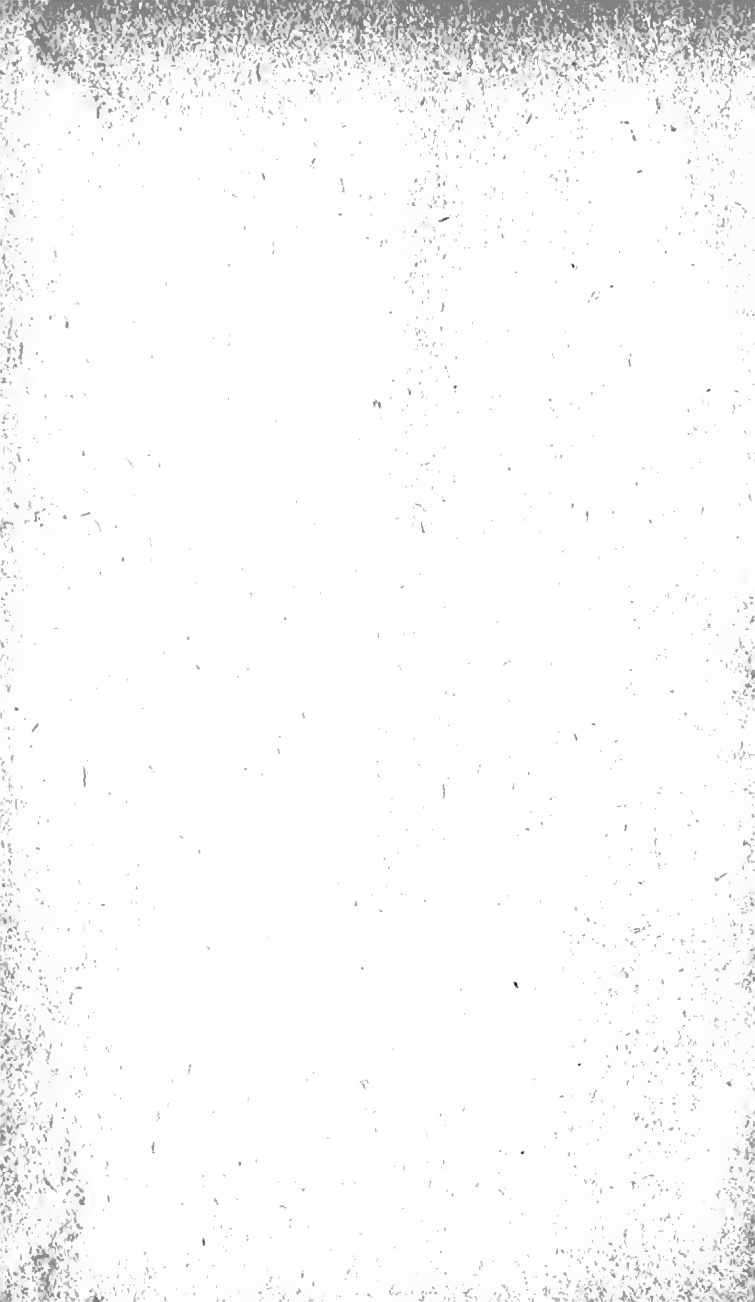


Hallstätter Skulptur

1920

Dürr & Weber m. b. H. * Leipzig

RH.



Menschheitsgeschichte auf Island.

Über Island, der Insel unter der Mitternachtssonne, der sagenreichen Heimat der Stürme und endlosen Winter, ziehen wieder in schweren Schwaden die herbstlichen Nebelgespenster herauf. Mit ungestümem Donnern wirft sich die Meeresbrandung gegen die steil aufragenden Felsenufer. Aber in der engen Bucht schaukeln bereits ihre entronnenen Opfer, die hochbordigen Schlachtschiffe Sigurds, des weitgerühmten Seefönigs, der noch zu guter Stunde, mit Schätzen beladen, heimkehrte von Englands Küste und königlicher Freundschaft. Und dennoch ist seine Seele von trüben Ahnungen traurig. Er fühlt es, daß hier auf dieser Insel in den nächsten grau einsinkenden Wochen die Wende seines Lebens sich erfüllen wird. Sie muß sich erfüllen, denn ihm, dem Unbesiegtten, blieb keine Krone, keine Kraftprobe mehr zu wünschen übrig. Einmal, in seiner schrankenlosen Jugend, hätte er freilich andere Werke, größere, das ganze Nordland unterwerfende, gewünscht. Aber der Sporn seines Lebens, der Freund seiner höchsten Taten, blieb ihm versagt: das Weib gleicher Art, das über seine eigene Kraft hinaus ihm Helldentum beschert hätte, jeden

Tag, jede Stunde, rastlos und unerbittlich, anders, als das furchtsame, sanfte und freundliche Geschöpf, das er jetzt Gattin nennt.

Sehr einsam ist er, einsam in sich, einsam in seinen Erinnerungen. Dem Freund, der bei aller Treue nicht seinesgleichen ist, ließ er einst das Mädchen seiner Liebe. Blind in seinem übersteigerten Edelmut, der längst ihm Gebot der Ehre wurde, träumt er ihn zum Helden, sie zu seinem beglückten Weib. Daß er selber die That tun mußte, die sie dem anderen gewann, darf ihn weder warnen, noch an seinem Verzicht hindern. Weil er stark ist, darum ist er zu helfen verpflichtet, weil er stark ist, darum kann er sich bescheiden. Die Schwachen, die Bedächtigen, die Überlegenden aber können das nicht.

Aber die Schicksale der Menschen auf Island kreisen nicht nur um die Sonne der Ehre und des Edelmutes. Zu kühl wäre dieses Gestirn, zu fern ihren alltäglichen Eriechen, ihrem Hassen und Geneigtsein. Sie sind nicht einer Art, wennschon sie seit fernher Vorzeit beieinander wohnen als ein Volk. Darum reißen Streitigkeiten, Feindschaft, Mord und Brand nicht ab in ihrer Mitte. Der Hochmut der Herren bringt die Knechte auf, der Zauderer und dem Erwerb Geneigte wagt nicht den verschwenderischen Mut der Freien und Abenteuernden, obgleich er sie heimlich darum beneidet. Aus ihrer Wesenheit heraus, aus dem Blute, das von ihren Vätern und Urvätern auf sie überkam, ist einer der natürliche Feind des anderen. Aber es ist, als ob ein unbekanntes Gesetz schon ihre Fehden entschiede, noch ehe die Menschen selber sie zu Ende gekämpft haben. Wer bleibt häufig der eigentliche Sieger? Nicht der Starke und

Edle, denn sein Moralkoder gebietet ihm, immer wieder sein Leben in die Wagschale zu werfen, unbedenklich, ohne Zögern, als ob er ihrer Hundert zu verschenken hätte. Er gebietet ihm aber auch, auf niedrigen Vorteil nicht zu achten, sich der Lüge zu enthalten, sich nicht gemeiner Rachsucht zu bedienen. Durch sie selbst ist diese beste Rasse als am meisten bedroht. So fallen des alten Dervulf sechs starke Söhne, so wird Thorolf, sein jüngster und geliebtester, in jähem Zorn erschlagen. In ihr Erbe teilen sich die Klug-Versteckten und die Tierisch-Rohen. Denn noch sind sie nicht gemischt, sondern jede Rasse ist zugleich Vertreterin einer besonderen Art von Menschen.

Und so kommt es, daß auch Sigurd, der Meerfahrer, und Hjördis, die Starke, zugrunde gehen, weil ein widriges Geschick ihnen die Vereinigung versagte, ein Geschick, das letzten Endes nichts anderes ist, als die Wesenheit ihres eigenen Blutes. Daß Gunnar, der kluge Zauderer, übrigbleibt, und Dagny, die Furchtsame und Unbedeutende. Daß Kore, der Bauer, weiterhin wie ein böshaftes und verantwortungsloses Tier in den Frieden der gefesteten Häuser einbricht, als Symbol einer nur halbgezähmten Rote von Hörigen, für die dieses Knechtsein vorgeschriebene Kultureinordnung ist, wenn sie nicht Schaden anrichten sollen.

Ewig sind so ihre Schicksale, und eine Generation vererbt die angeborene Feindschaft auf die nächste. Sie können ihr nicht entgehen, denn wenn sie mit dem einen aussterben scheint, wird sie mit seinem Sohn oder Enkel aufs neue geboren.

Und dies wollte auch der Wiedererwecker dessen, was aus starkem und rauhem Leben in fernher raunende Saga

sank — dies wollte H e n r i k I b s e n mit seiner N o r - d i s c h e n H e e r f a h r t uns zeigen. Die Unerbittlichkeit alles Geschehens, das nicht von außen willkürlich herbeigeführt wird, sondern vielmehr aus seinen inneren Gesetzen erwächst, wie die Pflanze aus dem Samenkorn.

Grauvoll mag seine H j ö r d i s, die seltsamste Gestalt und eigentliche Lenkerin des Dramas, sein, unverständlich in ihrem Haß und ihrer Härte selbst dem Gatten und einzigen Sohn gegenüber. Nichts vergift sie, nichts vermag sie von ihrem Weg des Unheils abzubringen. Ohne Klage, wie selbstverständlich, wirft sie Frauenglück und Mutterzartheit hin, und dann, als alles verloren ist und die Ehre der Vermählten nicht einmal das unverhoffte Geschenk von Sigurds Liebe ihr anzunehmen gestattet, legt sie sein Leben und das ihre hinzu, gleichsam mit einer stummen Gebärde königlicher Verachtung.

Nirgends ist die Linie ihres Tuns und Denkens gebrochen oder lässig abgebogen. Immer ist sie ganz sie selbst, unter ihrem Ich stehend wie unter dem starren Dogma einer Verfluchung. Es mag sein, daß sie zuweilen auf Menschen wirkt, wie eine verzerrte Maske, eine fleischgewordene Medusa, in der der Dichter alles Feindselige und alles Verbrecherische in einer Weibessele aufzudecken beschloß.

Aber man wage einmal, sie als etwas G e w o r d e n e s zu betrachten, als das Geschöpf einer ursprünglich reinen und edlen Art — und mit einem Schlage schwindet alle Verzerrung. Nicht schreckhaft ist sie mehr, nicht wahnwitzig vor Rachsucht — sie ist nichts, als ihres erschlagenen Vaters vielmals beleidigte Tochter, und in ihrem Herzen leben

dunkle, im Streit gefallene, des Streites gewohnte Ur-
ahnen nach. Wer nimmt einem Schwerte übel, daß eine
Hand sich seiner bediente, um ein anderes Leben auszu-
löschen? Ist es darum schlechter, als eine Pflugschar, die
fruchtbare Schollen zu neuer Fruchtbarkeit umbricht, oder
die Spindel, um die sich in langen Winternächten der
bleiche Faden des Flachses legt? Schafft jedes von ihnen
nicht, was seiner Funktion angemessen ist, und könnte es
anderes tun, als was Gestalt und Art ihm vorschreiben?

So tut auch Hjördís nur, was ihr innerstes Gesetz ihr
befiehlt, und wenn es anderen schreckhaft drohend, feind-
selig und widerspruchsvoll erscheint, so ist das nur, weil
diese anderen nicht von ihrer Art sind. Anders sein ist
aber nicht nur eine Verschiedenheit äußerlicher Gestalt und
Sitten, anders sein heißt, von anderen Eltern und einer
anderen Generationsreihe herkommen; anders sein heißt
in allem den Zwang empfinden, nach einem anderen inneren
Gesetz zu handeln — anders sein heißt mit einem Wort:
Abkömmling einer anderen Rasse sein.

Aber was ist denn „Rasse“ überhaupt?

Manche unserer Zeitgenossen erinnern sich wohl, von
Hunde- und Pferderassen vernommen zu haben oder von
der Zucht edler Kanariensänger. Wo sie aber das Wort
Rasse mit der Persönlichkeit eines von ihresgleichen ver-
binden, da denken sie an die schwarze Haut der Neger, an
mongolische Schlißaugen, an das scharfgechnittene, kupfer-
braune Profil eines Indianers aus Wildwest. So grob
müssen die Merkmale sein, um sie dem Gedankenlosen auf-
fällig zu machen und ihm einzuprägen, daß, obgleich die

ganze bewohnbare Erde von Menschen bevölkert ist, diese doch offenbar untereinander verschieden sind.

Aber diese sinnfälligste Unterscheidung nach stark betonten Körpermerkmalen und Hautfarbe ist nur ein äußerlicher Ausdruck der eigentlichen Besonderheiten, welche das Gesetz der Rassen zu einem Leitfaden durch die Geschichte der gesamten Menschheit gemacht hat. Nicht nur die „Nordische Heerfahrt“, mit deren düster trauriger Fabel ich die dunkle und vielverschlungene Entwicklung der Rassen zu erzählen begann, ist — ob mit oder ohne Wissen des Dichters — zu einem klar entworfenen Rassenproblem geworden, alle menschlichen Schöpfungen, unsere Städte und Sprachen, unsere Moden in Tracht und Vergnügungen, unsere Staatsform und Rechtspflege und all unser schwer erkämpftes Wissensgut — sie sind nichts anderes, als der in unzählige Stücke zer Schlagene Spiegel unserer rassistischen Eigenarten. Und wie in jedem noch so winzigen Scherben sich der ganze, ungemessene Himmel spiegelt, so kann auch in jeder einzelnen Generationskette, in jedem willkürlich herausgegriffenen Individuum alles Gute und Böse dieser unserer innersten, unerbittlich sich durchsetzenden Eigenart erkannt werden. Nicht von Meinungen und Wünschen abhängig, unbeeinflusst von Herrschergelüsten und Parteirichtungen vollzieht sich hier in der unbekanntten Dämmerung, die jede Geburt und jedes Sterben umschließt, das unbegreifliche Mysterium der wiederkehrenden Form. Vergangenheit und Zukunft sind eingegliedert in diese Kette von Eigenschaften, die jeder Vater an seinen Sohn weitergibt, so wie er sie selber von seinem Vater empfing.

Wir wissen es jetzt also: R a s s e ist eine Folge

von Vererbung, Vererbung des Hochwertigen, Vererbung des Wertlosen. So wie Hjördis auf ihren kleinen Sohn Egil die Kraft vererbt, im Wolkenheer der Walküren die dahinjagende Mutter zu erkennen — diese selbe Kraft, die ihr von ihrem zauberkundigen Vater überkam —, so schenkte ihm auch der kluge Gunnar aus seinem und seiner Familie Eigenschaftenkreis helläugig beobachtende Lebhaftigkeit und freundliche Art. Hinter der reinen und unberührten Kinderstirn eines jeden werdenden schlummert also alles das, was von den Eltern und Ureltern in seinem Blute weiterlebt und ebenso in ihm wiederkehrt, wie liches oder dunkles Haar, braune oder blasse Haut und hundert Körpermerkmale, die wie ein zweites selbstjames Leben im Leben sind.

So wird die Fehde auf Island zum Symbol der unaufhörlichen Menschheitskämpfe. Jeder will nach seiner Art leben, und seine Liebe und sein Haß sind älter, als sein Herz und sein Hirn. Wie soll er ihnen widerstehen? Weiß er doch kaum von den dunklen Kräften in ihm, ihrem verlorengegangenen Ursprung, ihrer jahrtausendealten Gewalt. Nur sich selbst empfindet das Individuum und nennt „Ich“ ein ihm unbekanntes Bündel von Ahnungen, Wünschen und Trieben, die fast stets mit sich selber im Widerspruch sind. In einem allein nur sind ihre Hoffnungen auf ein gleiches Ziel gerichtet: Leben wollen sie, sich auswirken, sich in einem möglichst großen Umkreis entfalten.

Und da jeder vom Weibe Geborene diesem Streben gleichsam als seinem eigenen Herrscher dient, ist es unausbleiblich, daß jeder die Kreise des anderen stört und wiederum von ihnen gestört wird. Keiner aber erträgt gern und

freiwillig Zurücksetzung und Behinderung seines Ichs. Und selbst in diesem Nichtertragen hat sich nur die Form, nicht die Sache geändert. Daß ein Streit, der einstmals mit Steinhämmern oder geschwungenem Bidenhänder entschieden wurde, heute mit Hilfe eines tüchtigen Rechtsanwalts nach den Paragraphen des Bürgerlichen Gesetzbuches geschlichtet wird, mag ein sympathisches Zeichen allgemeiner Milderung der Sitten sein. Die dahinterstehenden Gespenster von Haß und Abneigung, Neid und Rachsucht aber haben sich nicht geändert. Wir wissen jetzt, warum sie sich nicht ändern konnten. Sie sind nichts, als der jeweilige Ausdruck der menschlichen Eigenart im Bösen. Menschliche Eigenart aber ist nur ein verschleierter und unklarer Begriff für jene Summe von Eigenschaften, aus welchen unser Ich besteht, das sich seinerseits, um leben zu können und nicht vorzeitig vernichtet zu werden, bis zu einem gewissen Grade an seine gegenwärtige Umwelt anpassen muß.

Hier schließt der Kreis, den wir Herkunft, Persönlichkeit oder Fortpflanzung nennen, je nach der Phase, in welcher wir selber uns eben befinden. Über uns fort aber wirken die Gesetze, nach denen sich das Leben erhält. Ob wir uns als Rädchen in einer unbegreiflich großen Maschine empfinden, ob wir uns als Zelle in einem ungeheuren Organismus träumen, immer sind wir ein Ich, das im Rahmen seiner Zeit die Belastung seiner rassischen Herkunft auslebt. Diese rassische Herkunft aber ist für die menschliche Gesellschaft die Grund-

lage, nach der sie unseren Wert oder Unwert für sie beurteilen muß.

Das Individuum mag traurig oder fröhlich sein, sein Stolz über eine vollbrachte Leistung mag es beseligen, sein Schmerz über versäumtes und verlorenes Glück mag es zur Verzweiflung treiben — für die menschliche Gemeinschaft existiert von all dem nur das, was ihr nützt oder schadet. Sie ist gezwungen, zu den über das Individuum hinausgehenden Taten Stellung zu nehmen, und darum war sie es, die eine Kenntnistafel rassistischer Eigenschaften erfand, die ihrem Ursprung und ihren Gesetzen nachforschte, weil letzten Endes dies die Ursachen sind, von denen die Dauer eines Staates abhängt oder die seine Auflösung erzwingen.

Unter dieser Notwendigkeit einer objektiven Prüfung verwandelten sich alle Gefühle, Sehnsüchte, Neigungen und Talente des Einzelnen in Tabellen besseren Schulbesuches, in Ergebnisse bei Begabtenprüfungen, in die Feststellung der Quote illegitim geborener Kinder, in Verbrecherstatistiken, in diplomatische Erfolge, in Industriegewinne und Arbeitslosenversicherung. Keine Stelle in dem komplizierten und vielfältigen Getriebe eines Staates gibt es, die nicht von den Fragen rassistischer Vererbung berührt und durch sie beeinflusst würde, wie ein Land von einem mächtigen und unterirdischen Strom.

So hat der kluge Gunnar unzählige Gunnars zu Nachfolgern, die jeder in einer anderen Geschicklichkeit bewundernswert sind. So gibt es tausend Dagnys, sanft, freundlich und gedankenlos sich einordnend in die Pflichten des Alltags, ohne den Weg über sie hinauszufinden. So brechen noch immer Kores, des türkischen Hörigen, Söhne in

den Frieden der Bürger ein und zerstören verantwortungs- und sinnlos Werte, die sie zu schaffen nicht fähig waren und niemals fähig sein werden. So begegnet uns Sigurd, der Edelmütige, tiefgeruhig im Bewußtsein seiner reinen Kraft, immer wieder fernab von Erwerbsgier, Kleinlichkeit und Verleumdung. Und so schlägt zuweilen auch eine Hjördis ihre dunklen, fremdblickenden Augen auf, und unerbittlich geht sie den tragischen Weg ihrer Urmutter, deren unbändige Ehrsucht und schmerzvoller Stolz lieber das Leben hinwarf, als um dieses Lebens willen sich zu beugen.

Alle, alle kehren sie wieder, und die Schatten ihrer Ahnen geleiten sie. Verschollene Tote lenken das Heute und greifen in das bunte Kreisen der Welt, so wie auch wir, einst namenlos geworden, noch Einfluß auf sie ausüben. Immer wieder muß es geschehen, daß eine Idee siegt oder stirbt, die in unserem Zeichen, aus der Kraft unseres Hirnes geboren wurde und die erst in künftigen Tagen wie eine weithin flatternde Fahne über ihrem toten Träger steht.

2.

Die Sprache der Gräber.

Unzählige Bücher über seine Stammesgeschichte und sein Länderwachstum, über seine Siege und Eroberungen hat der Fleiß der deutschen Gelehrten dem deutschen Volke beschert. Wir wissen von Gesetzen, von Fürstenhöfen, von Kulturentwicklungen, die viele Jahrhunderte hinter uns liegen. Aber soweit sie auch in fernste Vergangenheit zurückgreifen, alle diese Bücher besitzen doch eine erste Seite, und

auf ihr steht, stolz und mächtig im Vollbesitz seiner riesenhaften Kräfte — ganz, wie es dem Stammvater eines so großen und langlebigen Volkes ziemt —, der Germane, zumeist im Zeichen der Völkerwanderung. Der Germane im Kampf mit den eingedrungenen Römern oder Galliern, Germanenstämme in nicht endenwollender Fehde untereinander — dieses Bild ist fast in jedem Buch der Beginn deutscher Geschichte.

Dann und wann aber gibt es einen Unzufriedenen, der noch mehr wissen will. „Völkerwanderung“, so sagt er nicht ganz mit Unrecht, das war 300 n. Chr. bis 500 v. u. Z.; aber was war vorher? Zogen die Germanen in ein leeres Land? Oder wenn es nicht leer war, wer lebte dort? Wer waren seine Ureinwohner? —

Aber wer soll ihm Antwort geben?

Man kannte nicht Papier noch Schriftzeichen in dieser Welt der Urwälder, der Elche, Bären und Wölfe. Nur unsichere Dokumente griechischer Abenteurer oder phönizischer Rauffahrer sind auf uns gekommen. Alle jene unbekannt Menschen, alle jene mutigen Jäger und starken Frauen schwanden also fast spurlos dahin, viele Geschlechter, Völker und Horden und Sippen. Die Erde nahm sie auf, dieselbe Erde, die sie gebar, nährte und die ihrem Nachwuchs als einziges Erbe blieb. Pflanzen und Tiere, die ihre Welt teilten, sind ausgestorben oder stumm wie sie. Niemand ist übriggeblieben, als die Erde allein — die Erde muß man befragen.

Und die Erde antwortet.

Immer wieder geschah es, daß der Pflug eines Bauern, die Spitzhacke eines Maurers, die Pickel der Arbeiter eines

Steinbruches an verschollene Gräber rührten. Stets wurde eine seichte oder hochgewölbte Höhlung angeschlagen, Steine, oft mit schwarzen Brandspuren, kollerten aus ungewohnte Licht des Tages, zerbröckelnde Aschenurnen standen sorgsam gereiht, oder ein morscher Schädel starrte aus tiefen Augenhöhlen auf die Störenfriede seiner wunschlosen Ruhe; manchmal fand man auch noch die völlig erhaltenen Skelette, Hand- und Fußknochen mit metallnen Reifen geschmückt, Schwerter von fremden Formen an ihrer Seite, Lanzen- spitzen und Perlen aus Bernstein und buntem Glas — selten ein schmal geschwungener Stirnreif als Zeichen ver- gessener Fürstenwürde.

Aber die Wissenschaft, unermüdllich in ihrem Bestreben, die Welt und ihre Ursachen zu erkennen, lernte bald, die Herkunft dieser Zeugen einer versunkenen Menschheit ein- zuordnen und zu bestimmen. Immer noch vermochte sie sie einzufügen in ein historisches Zeitalter, das freilich nicht mehr nach Monden und Jahren, sondern nur noch nach Jahrhunderten gerechnet werden konnte. Da wurden Germanen und Römer von *R e l t e n* abgelöst, die heute nach den letzten Forschungsergebnissen*) als die Ureinwohner Deutschlands gelten müssen. In viele, teils noch dem Namen nach gekannte, teils schon namenlos gewordene Stämme geteilt, besiedelten sie wohl in Einzelhöfen und kleinen Städten ein Land, das von Viehzucht und Feldbau bereits wußte. Aber auch die noch unvergessenen Namen sind leer und fremd, wie die Höhlung der feltischen Gefäße, die in den Glasvitrinen unserer Museen längst keine Hand

*) Ein Verdienst Ludwig Wilfers, erarbeitet in seinem Buch „Die Germanen.“

mehr füllt. Da hören wir von Bindelifern, Helvetern, Britannen, Tectosagen, Geten, Skyten, Galaktophagen (Milchfressern — wohl von den dieses Nahrungsmittel wenig gewohnten orientalischen oder griechischen Weltwanderern so genannt), denn längst ragten um diese Zeit schon die ägyptischen Sphinxe, attische Kultur trieb ihre heute noch unverwelklichen Blüten, und Assur und Babylon waren nur noch ein dahingehender Glanz.

Dann aber stand das Rad der Zeit still und ließ sich scheinbar nicht weiter rückwärts drehen.

Im Jahre 1894 noch konnte *Kanke*, der berühmte Anthropologe und Anatom, die unwiderprochene Behauptung aufstellen, es gebe keinen fossilen, also keinen urzeitlichen Menschen, so wie man doch ausgestorbene fossile Tiere kannte. Zwar hatte ein Gymnasialoberlehrer, Dr. *Fuhlrott*, zufällig bei Steinbrucharbeiten in dem kleinen *Neandertal* bei Düsseldorf aufgefundene Skelettreste aus dem Jahre 1856 beschrieben, in denen er mit Hartnäckigkeit Überreste einer noch unbekanntes, sehr tiefstehenden Menschenrasse erkennen wollte; es gab sogar einige deutsche und vor allem englische Gelehrte*), die sich von seinen Behauptungen zu zustimmenden Erklärungen und Veröffentlichungen veranlassen ließen. Aber diese von der Mehrzahl der deutschen Anthropologen ohnehin mit Mißtrauen und Zweifeln betrachteten Hoffnungen wurden völlig vernichtet, als *Virchow*, der große und weit über Berlin hinaus bekannte Forscher 1872 endlich den Fund einer genaueren Untersuchung für würdig hielt. „Einen

*) *Schaffhausen*, *Ogell*, *Broca*, *Huxley* und besonders *King*.

von Rhachitis und Altersgicht gequälten, schwer geprüften Sulder, wahrscheinlich einen Franzosen oder Russen aus den Freiheitskriegen 1814" nannten er und seine Anhänger den Eigentümer dieser schwarzvermorschten Knochen, und man lehnte auf das bestimmteste den Gedanken an eine fossile Menschheit ab.

Und so unwiderleglich war diese Meinung, so alles niedererschlagend vor allem die Ansicht des berühmten Mannes, daß dreißig Jahre lang die deutsche Wissenschaft dadurch verhindert wurde, sich mit dem zu beschäftigen, was doch für das Menschengeschlecht das wichtigste sein mußte, nämlich mit seinem eigenen Uriprung.

Aber wie alle Irrtümer und Torheiten sich ebenso unwiderrüflich als unaufhaltjam im Laufe der Zeit durch die Wahrheit ausgleichen, so erlebte auch Virchow die Widerlegung seines diktatorisch festgehaltenen Urteils. Funde bei S p y in Belgien ganz ähnlicher Art, untersucht von dem Lütticher Paläontologen F r a i p o n t, brachten die öffentliche Meinung schon bedenklich ins Schwanken. Doch erst der Inhalt einer Höhle tief im nördlichen Kroatien, an den steilen, ausgewaschenen Wildbachufern der Krapinica, stürzte bald nachher die Barre, welche der menschliche Intellekt sich selbst vor sein Ziel gelegt hatte, vollkommen und für immer. Denn im Kies- und Tonboden dieser K r a p i n a h ö h l e fanden sich Duzende von Skeletten, theils ganz, theils zertrümmert, von jener seltsam altertümlichen, tierischen Prägung. Dazwischen lagen primitivste Werkzeuge aus Feuerstein, Aschenreste, Spuren von einfachst errichteten Herden, abgenagte, aufgeschlagene und angefohlte Knochen von Höhlenbären, Riesenhirschen,

Rhinozerossen, von Schildkröten, Vögeln und — Menschen. Wie ein Sturm brach die Nachricht dieser Entdeckungen in den in dieser Richtung bisher nur künstlich aufgestauten Forschungsdrang der Naturwissenschaft ein. Unzweifelhaft war hier der längst gesuchte, ebenso fanatisch abgeleugnete, wie bestimmt behauptete U r m e n s c h endlich bewiesen. Wenn Höhlenbär, Auerochse und Riesenhirsch, wenn ausgestorbene Formen des heutigen Rhinoceroses sein Jagdwild gewesen waren, wenn er sie mit Feuersteinlanzen tötete, mit Steinsplittern zerteilte und ihnen das Fell abzog — dann konnte er keiner der bekannten, noch so frühen Kulturen angehören. Dann blieb nichts anderes übrig, als sein Dasein gleich dem der von ihm erlegten Tiere in jene nur geologisch bekannte, ferne Zeitperiode zu verlegen, in welcher ein großer Teil Europas unter ungeheuren Glettschlasten lag, in jene furchtbare E i s z e i t mit ihren Intervallen, in welcher selbst die nackten Dickhäuter (Mammut, Rhinoceros) sich mit dichten Pelzen bekleiden mußten.



Homo primigenius
(Rekonstruktion)

Von einer schrecklichen Einförmigkeit und voll von kaum bezwingbaren Gefahren mochte sein Leben gewesen sein. An den Rändern jener Eismwelt, in einer Landschaft, die den öden Moossteppen des östlichen Sibiriens glich, jagte er sein riesiges Wild, oft genug selbst bedroht von den an

Kraft weit Überlegenen. In Felshöhlen fand er Unterschlupf; zusammengeschniegt mit seinesgleichen, von einem rauchenden Feuer und der natürlichen Körpertemperatur färglich erwärmt, fristete er sich durch die langen, froststarrenden Nächte. Alle seine Anpassungen gingen auf ein brutales Durchsetzen der rohen Gewalt, die Kraft seiner schlecht bewehrten Fäuste, die Klettergeschicklichkeit seines Körpers waren seine einzige Überlegenheit, während sein Gehirn in dumpfen Trieben hindämmerte.

Einem solchen Dasein entsprach die Art seines Gliederbaues, den man seither so genau durchforschen und rekonstruieren konnte, daß nichts unentschieden geblieben ist, als die Dichtigkeit seiner Behaarung und die Farbe seiner Haut. Da war ein übermäßig breiter Rumpf über schmalen Hüften auf kurzen, stark gegeneinander gekrümmten Schenkeln, spitzen Knien und plumpen Füßen, die noch die große Zehe auffallend nach einwärts gebogen trugen. Die überlangen Arme mußten eine außerordentlich starke Muskulatur getragen haben und waren zum Klettern wohl geschickter als beim Laufen, wo sie den schwankenden, schwerfälligigen, nach vorne geneigten Gang noch unsicherer machten. Auf den breiten Schultern und dem ganz kurzen und dicken Halse aber saß ein vornüberhängender Kopf von trostlos tierischer Proportion. Eine vorgewölbte Schnauze mit schrecklichem Gebiß, das sich fletschend aus den flachen breiten Lippen schob; die Nase noch ohne erhöhten Rücken, formlos herabgesunken auf das alles beherrschende Maul, die Nasenflügel rund und nicht nach abwärts, sondern schnuppernd nach vorwärts gerichtet, wie bei einem Hund. Tief eingesenkt das gloßende, eng stehende Augelpaar der Augen unter einem

wahren Gebirge von darübergerhobenen Knochenwülsten, die noch mit buschigen, langen Augenbrauen bestanden waren. Und über allem eine Stirn, niedrig, schmal nach rückwärts fliehend, als Borderteil einer durch Verdickungen und Höhenbildungen jämmerlich verengten Schädelkapsel, in der ein kleines und schlecht entwickeltes Gehirn ruhte — kein Affengehirn mehr, so sehr alle Verhältnisse die Vetternschaft mit den großen Menschenaffen unleugbar machen — ein Menschenhirn, primitiv, roh, im ersten Aufstieg seiner Bahn: das ist der erste vollständig bekannte Urmensch, Homo primigenius.

Aber das Zeitalter, das ihn schuf, die Umwelt, in der er zu leben gezwungen war, ertrugen keine andere Form dieses Geschöpfes. Sicher war er nicht der erste auf dem Wege zur Kulturmenschenwerdung. Er hatte schon eine ganze Reihe von Vorfahren, die noch niedriger entwickelt waren, noch tiefer auf der Stufe der Tierheit standen als er. In



Homo primigenius
(Rekonstruktion)

Südamerika, auf Java und in dem Dörfchen Mauer bei Heidelberg hat man Spuren dieser Vorgänger gefunden, Schädelknochen, einen Oberschenkel, Zähne und einen Unterkiefer, die mutmaßlich aus glücklicheren Tagen stammen. Sie reichen vielleicht noch in die paradiesische Erd-epoche des Tertiärs hinein, in der auch unsere düsteren Fichtenwälder, unsere an Schnee und Winterkälte gewöhnten Fluren ein südlicher Garten voll Lorbeer und Lotos, Palmen und Zimtbäumen waren. Und wie im Paradiese mag jener allerälteste Vormensch — Pithecan-

thropus nannte ihn deshalb sinnvoll die Wissenschaft — ein harmloses Halbtier gewesen sein, das sich von Früchten nährte und von der warmen Sonne bescheinen ließ.

Erst die Eiszeit machte wohl den Menschen zum Mörder an der übrigen Tierwelt. Die Armut der vereisten Striche lehrte seinen Hunger, sich Fleisch als Nahrung zu verschaffen, zwang ihn, jedes Geschöpf, das schwächer als er selber war oder das sich in Fanggruben überlisten ließ, niederzuschlagen, um es aufzuessen.

Es gab solche Geschöpfe, es gab sie nicht nur unter den Tieren, und wieder ist es der Fund aus der Höhle von Krapina, der auch in dieser Beziehung einen Vorhang von dem lange verhüllt gewesenen Geheimnis der Menschheit aufreißt.

Die Knochen, welche der Homo primigenius — welchen man übrigens ebenso oft nach seinem ersten Fundort als „Neandertaler“ bezeichnet — dort aufschlug, um zu dem Leckerbissen des gerösteten Markes zu gelangen, stammten nicht von seinesgleichen. Es ist eine andere Rasse, die da ihre Spuren hinterlassen hat in der seltsamen Form der Überreste karnibalischer Mahlzeiten. Feiner sind diese Knochen, unter denen sich auch solche von Frauen und Kindern befinden, höher die Schädel, nicht mit jener schrecklichen Tierschnauze und den entstellenden Knochenwülsten über den Augen behaftet. Ein aufrechter Gang ergab sich aus dem Studium der Schenkelknochen, und ein aufrecht getragener Kopf ist ebenfalls mit Sicherheit nachweisbar.

Ist es nun nicht mit einem Male, als ob alle die stummen und traurigen Reste zu berichten beginnen würden? Neben nicht die Steine und die Gerippe, wo die Zunge der

Lebenden längst aufhörte, zu sprechen, und wo viele Jahrtausende nichts laut wurde, als das rastlose Rauschen eines Wildbaches und das dumpfe Rollen und Krollern verwitternden Gesteins? Auch hier beginnt die Geschichte der Menschheit mit einem Brudermord, und wie immer ist es der Stärkere und Rohere, welcher den Schwächeren und Zarteren erschlägt.

Über ganz Europa war der Neandertaler Mensch verbreitet, soweit es während der Eiszeit bewohnbar war. Nicht überall kennen wir Spuren von Kämpfen zwischen den beiden Urrassen. Wohl aber wurde auch an anderen Orten Beweis um Beweis aufgedeckt, der von den anderen, den Feineren, den höher Entwickelten erzählt.



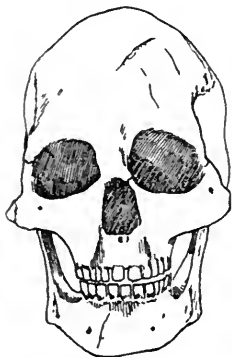
Die steilen und begrastten Felsüberhänge der *Dordogne*, tief im milden Klima des südlichen Frankreichs verloren, welche die Sprache des Landes *Abri* nennt, sind der einsame Hintergrund jenes zweiten Blattes aus dem Tagebuche der Menschheitsgeschichte.

Das Dörfchen *Aurignac* hat ihm den Namen geschenkt, ihm, dem längst namenlos Gewordenen, ihm, von dem wir aus anatomischen Feststellungen unleugbar wissen, daß er wirklich eine Sprache besaß, roh und sicher nur auf die wichtigsten Lebensbegriffe beschränkt, aber doch eine Sprache zu einer Zeit, in welcher der Neandertaler wahrscheinlich erst in verworrenen Tierlauten lallte.

Und mit dem ersten Kulturgehenk des Wortes weitete

sich schon der enge, nur auf die äußerste Notdurft des Daseins begrenzte Kreis.

Gewiß, auch der Homo primigenius begrub schon seine Toten. Er ließ nicht Luft und Wildbach und Tiergebisse den leblosen Bruder bestatten. Er tat, was in seinen Kräften stand; wir sehen es an jenem Jüngling von Le Moustier, wir sehen es an dem Greis von La Chapelle aux Saints. Ein Stein als Kopfkissen, armselige Faustkeile, Feuersteinsplitter und aufgeschlagene Knochen als letzte Liebesgabe. Ließ eine dunkle Ahnung sie schon zu einem unbekanntem Idol wandern, das plump, gefahr- und droht, den Trieben untertan war, wie sie? Wir wissen es nicht, wir möchten es nur glauben, daß es, rührend in all der unbeschreiblichen Roheit, schon einen solchen Schein von Seele gegeben haben möge.



Schädel des Aurignac-
Menschen

Aber die Menschheit von Aurignac hatte bereits Besseres zu schenken an jene, die hinter ihnen zurückblieben in der dunkel geborgenen Bucht einer Erdgrube. Eine Kette von Meeres- schnecken, Jaspis, roten Ocker, der noch zum Färben des Leichnams gedient hatte, und vollendet gearbeitetes Steingerät. Und an einem anderen Fundort — bei Brunn in Mähren — wieder einen Halschmuck aus fünfhundert sorgsam durchbohrten Schnecken und Scheib- chen aus Mammutzahn und — ein Bild, das erste Bild des Menschen von Aurignac, das erste Bild, das der Mensch

mit zager und unbeholfener Hand von seinesgleichen zu fertigen versuchte. Es ist ein zerbrochenes, elfenbeinernes Idol, ein nackter, bärtiger, ernstblickender Mann mit hohem und gut umrissenem Schädel. Nichts mehr vom Tier, nichts mehr von Augenwülsten und einer kinnlosen Affenschnauze.

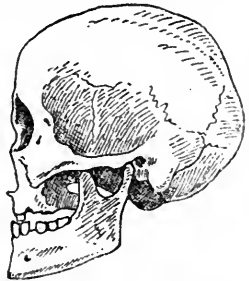
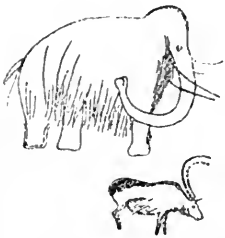
Er ist stets der gleiche, der *Homo aurignacensis* — in der Dordogne, wie in Brünn, in der Kaprinahöhle wie in Thüringen, in England und in der Schweiz, wo überall auch man seine vergessenen Gräber fand. Häufig lag er im Kampf mit seinem natürlichen Feind, dem Neanderthaler, oft wurde er sicher besiegt von ihm, der die Kräfte und die Wildheit des Höhlenbären sein eigen nannte. Aber auch dort, wo zufällig noch keine Spuren jener Fehden aufgefunden wurden, muß die Erkenntnis gelten, daß es nicht nur fossile Menschen überhaupt gab, sondern daß von Anfang an mit zwei ziemlich gleichzeitig auftretenden Rassen gerechnet werden muß. Zwei Rassen, einander ungleich in Bau, Kultur und Psyche, getrennt durch eine Welt verschiedener körperlicher und geistiger Eigenschaften. So sehr in sich abgeschlossen waren sie beide, daß sie in Fällen, wo es zuweilen nach einem Kampf durch die von der einen oder anderen Partei geraubten Frauen zu einer Kreuzung kam, nicht einfach ineinander übergehen konnten, sondern daß Mischlinge entstehen mußten. Und hier bereits, in einer Erdperiode, die Jahrtausende zurückliegen muß, beginnt die große und unaufhörliche Durchwürfelung der altweltlichen Rassen — Amerika kennt den *Homo primigenius* nicht —, als deren letztes Glied

in der ungeheuren Kette die Kulturmenscheit des Heute und Morgen dasteht. —

Aber nicht nur Neandertaler und Aurignac=Mensch haben uns die reiche Fülle von Neigungen, Fähigkeiten und körperlichen Verschiedenheiten als Vererbungsgut übergeben. Jene dritte Rasse, die wie eine ewige Fackel das verworrene Chaos der niedrigen und mittelmäßigen Mischungen erhellt, ist es eigentlich erst, der wir unser Bestes zu danken haben. Sie zu vergessen, hieße den Goldschmied nachahmen, der die leere Fassung eines Ringes zu Hofe brachte, während der königliche Karfunkel vergessen in der Truhe liegen blieb.

Wiederum in der Dordogne, zu beiden Seiten der Ufer der Bezère, waren die heute öden und traurigen Felsenhöhlen einst mit vielfältigem Leben erfüllt. Immer noch drohte im Süden und Südwesten der unübersteigbare Gletscherwall, aus Zeiten her, von denen selbst die Ältesten der Sippe nichts mehr zu erzählen wußten. Eisig, mit Schneetreiben und flirrendem Frost, kamen von dort in jedem Winter die endlosen Stürme, die wie heulende Dämonen sich in Felspalten und Klüften fingen. Aber die schlanken, hochgewachsenen Männer, die geschmeidigen und feingliedrigen Frauen kannten nichts Besseres. Was schadete es auch? Draußen vor den Höhlen weideten die halbzahmen Renntierherden, behütet vom T o r f h u n d , der der Ur-ahne aller Schäferhunde geworden ist. Noch gab es Wild und Raubtiere zahlreich genug in den undurchdringlichen Waldschluchten. Beeren und Nüsse reiften den pflückenden Kindern entgegen, und manch würzhaftes Wurzelwerk machte den Braten schmackhaft. Seit ihren Anabentagen hatten sie es doch alle gelernt, Lasso und Schleudern zu handhaben,

Wurflangen und auf den Bogen gelegte Pfeile dem fliehenden Wild in den Leib zu jagen. Beile und Messer, die uralten Waffen, gebrauchte man höchstens noch im Notfall oder zu häuslichen Verrichtungen, deren es eine Unzahl gab. Die Töne der Knochenflöten fanden sich wohl schon zu einer einfachen Melodie zusammen, und in der begabten und formbewußten Hand eines Künstlers unter der Sippe wurden schwarze Manganerde und roter Ocker zu einem Schattenheer von Büffeln, Renttieren, Mammuten und wilden Pferden, die unerhört plastisch und in vollendeter



Zeichnungen und Skulpturen des Menschen von Cr6-Magnon

Schädel des Menschen von Cr6-Magnon

Zeichnung an den nackten Wänden der Höhlen als ein Schattenheer hinwanderten und die immer noch über das graue Gestein hinziehen, unvergänglich, während draußen die Jahrtausende dahinschmolzen wie das Gletschereis im Süden, während das Tal der Bezère sich in unzähligen Frühlingen neu begrünzte und ferne und fremde Menschengeschlechter unter einem südlich leuchtenden Himmel hausten. Die seltsamen Figürchen aber, die Frauenfetiſche, die schönen Schnitzereien an Knochengewerten und in Kalktuſſ,

die Flöten und die Waffen hat man fortgebracht, hat sie über alle Museen der Welt zerstreut — vielbewunderte Zeugen der ersten, wahren Kultur, die nun nicht mehr abriß, sondern weiter und weiter sich dehnte.

Dieser homo europaeus — auch Mensch von Crô-Magnon oder Kenntierfranzose genannt — mit dem wundervoll ebenmäßigen Körperbau und dem schön geschnittenen Gesicht, er, dessen hervorstechendes Rassenmerkmal eine untadelig edle, hohe und breite Stirn ist, lebte noch mit Aurignacs und Neandertalern zusammen, die sich zu seiner Zeit, also am Ende der schrecklichen Eiskatastrophe, kaum verändert hatten. Er ist es, der den dritten russischen Einflußfaktor zu der bereits bestehenden Mischung gibt. Sein Erbgut ist das hochwertigste, körperlich, wie geistig. Weil die Rasse die intelligenteste war, ist allerdings anzunehmen, daß sie in der Vermengung mit tieferstehenden Stämmen sich wenigstens anfänglich zurückhielt. Wohl aber ergibt sich ganz von selbst, daß der Klügere den weniger Klugen, der Gewandtere und Anpassungsfähigere den Plumpen und Einsichtslosen beherrschte, nachdem er ihn bekämpft hatte. Und hiermit ist der wissenschaftlich unanzweifelbaren Berechtigung einer Herrscherkaste der erste Boden geschaffen und zugleich Verständnis für einen im Lauf der Zeiten entstellten, verdrehten und abgenutzten Begriff.

Mit den Kenntierfranzosen geht eigentlich die Urzeit, die Epoche der Geburt der Rassen, zu Ende. Wir sahen, daß sie sich unabhändig voneinander entwickelten, aus Anfängen, die für die heutige Forschung noch nicht zu überschauen sind und über die sie deshalb auch nichts auszu-

sagen vermag. Die brutale Affenschauze des Neander-
talers, die übersteile Stirn des Aurignacs, das ebenmäßige
Antlitz des homo europaeus steigen wie Schemen aus dem
Dunkel. Keiner gleicht dem andern, keiner wuchs aus dem
andern empor. Aber einer versuchte dem anderen den Le-
bensraum abzugewinnen, wo er auch auf ihn stieß. Freilich
war die Welt der unwegjamen Wälder und der verlorenen
Täler so groß, daß vielleicht ein Stamm Jahrhunderte lang
leben konnte, ohne auf einen anderen zu treffen.

Alle sind sie unsere Väter, und jeder Teil unseres Ichs
weiß von einem anderen Ahnherrn. Wenn wir ihre Schat-
ten heraufbeschwören, tun wir nichts, was schreckhaft, ab-
stoßend oder wertlos wäre — wir suchen in ihnen nur
jene Anfänge zu erforschen, aus denen für uns das Leben
ermuchs. —

Als die Eiszeit langsam, langsam zu Ende ging, als die
schmelzenden Gletscher endlich das zerstörte und verwüstete
Land wieder freigaben, endete die feste Siedlung in Süd-
frankreich, die sich bis an die Küste des Mittelländischen
Meeres erstreckt hatte. Die Rentiere, krank nach dem
arktischen Klima, zogen dem ewigen Winter nach. Nach
Norden wandte sich ihr Weg, der Küste des Atlantiks zu.
Ihre Herren folgten ihnen wohl, vielleicht nicht ganz frei-
willig, aber doch gezwungen durch den Eigensinn ihres wich-
tigsten lebenden Besitztums. Wir wissen nicht, wie weit sie
gelangten, aber es bestehen begründete Vermutungen, daß
die skandinavische Halbinsel ihnen endlich neue und feinen
Launen der Eiszeit unterworfenen Heimat wurde, von wo
sie ihren Einfluß auf die Kultur der alten Welt in wech-
selndem Maße übten.

Immerhin können sie nicht nur auf Südfrankreich allein beschränkt gewesen sein, denn Spuren ihres Daseins finden sich in einem weiten Umkreis von Spanien über Nordbayern bis Ungarn verstreut, wo im Tolnaer Komitat, unweit des Dorfes Lengyel ein nur wenig bekannter Fund von größter Ausdehnung gemacht wurde. Hier in der lehmigen Tiefebene, wo keine Felsenhöhle ihnen Schutz und Obdach bot, hatten sie mit einem Erdwall die aus Ruten geflochtenen Hütten zu schützen gesucht. Bienenförmige Getreidespeicher — man holte aus ihnen noch die Sonfrüge mit verkohltem Korn ans Tageslicht — bargen die Frucht des Herbstes, die ihre Hände also schon zu bauen verstanden. Hunderterlei Werkzeuge, Kupferperlen, aus freier Hand geformte Lehmgefäße, die einfachen und mit unendlicher Mühe hergestellten Dinge ihres Alltags hatte der Boden außer hundertfünfzig Skeletten sorglich aufbewahrt. Denn diese Siedlung wurde offenbar nicht von Menschen zerstört und eingeebnet, nachdem sie aus irgendeinem Grund von den ursprünglichen Erbauern verlassen worden war, sondern das alles blieb liegen, zerfiel unter glühender Sonne, wurde von Schnee und Regen in die Erde geschwemmt und langsam eingesargt von dem stummen und emsigen Leben des Bodens. Ob die Bewohner sich vielleicht der großen Wanderung nach Norden angeschlossen, ob sie überfallen und gefangen fortgeführt wurden, wer vermöchte das heute noch zu sagen? —

Währenddessen aber hatte aller Wahrscheinlichkeit nach der um so vieles früher entfaltete Orient das seltsame und wälderverborgene Land der Barbaren im Westen und Norden entdeckt. Zuerst wohl nur in einzelnen Handels-

leuten, die mit Tauschwaren die unwegjamen Gaue durchzogen, fanden sich schwache Einströmungen einer anderen, reicheren Welt. Unter den Hämmern und Beilen, die wohl aus den Siedlungen der Renntierfranzosen stammen, finden sich solche, die nicht aus Feuerstein herausgeschlagen wurden, sondern die in dem schwarzgrünen Schimmer geglätteten Nephrits oder Jadeits erglänzen, desselben Gesteins, aus dem die Agypter Figürchen schnitzten, um sie als Talisman zwischen den Leichenbinden der Mumien zu verbergen. Nur auf dem Tauschwege, auf einer langen Wanderung durch unzählige Hände mögen sie aus fernem Osten nach Bayern, Frankreich oder Norddeutschland gelangt sein.

Aber als dann anscheinend immer mehr der fremden, dunkelhäutigen Männer über die Gebirge stiegen und sich wohl da und dort, aus der Richtung von Ungarn kommend, niederließen — so in Bayern bei Nördlingen —, da brachten sie auch noch manches andere Gewerbe mit. Glas-schmelzereien, Wollwebereien und -spinnereien und vor allem die Kunst der Metallbearbeitung. Aus Babylon und Agypten, wo längst die Mischung von Kupfer und Zinn üblich war, kannten sie wohl das neue und kostbare Wunder der Bronze. Auch Eisen verstanden sie zu schmieden und zu härten, anders als jenes, das auch vor ihnen die eingeborenen Stämme herstellten, dessen Verwendbarkeit aber durch seine allzu große Weichheit sehr beschränkt war. Vor allem aber mußten sie den Wert des Salzes zu schätzen und ließen sich gerne da nieder, wo das hâl — wie später die Kelten es nannten — leicht zu erbeuten war. Dort bauten sie, Höhlen

und Felsklüfte verachtend, Häuser und Straßen. Dort schürften sie die Berge an und schafften auf hochrädigen Karren den kostbaren Gewinnst Tagereiße um Tagereiße in all die verstrengten, von barbarischen Stämmen bewohnten Gaue und tauschten dafür Tierhäute, Bernstein und Zinn, das sie zum Guß der Bronze nicht entbehren konnten.

So entstanden die Siedlungen in Watsch, in Ungarn und vor allem die riesenhafte Stadt auf dem Hallberg im Salzkammergut, Hallstatt, die dem fremden Volke Namen und Schutz verlieh. Dort gingen sie in wallenden Mänteln, in Lederstiefeln und bunten Kleidern, die von Bronzeperlen tauschten, und trugen ein ganzes Vermögen von Fibeln, Spangen, Hals- und Armreifen, gläsernen Ringelchen und Bernsteinchnüren an sich, denn sie liebten Schmuck und vornehmeres Leben und verstanden es wohl auch, die rohen und gering begabten Ureinwohner zu ihren Dienern und Soldaten heranzuziehen, die für sie den Salzberg ausbeuteten und ihre Warenzüge beschützten.

Aus Osten waren sie gekommen, und sie trugen die Merkmale der südöstlichen Rasse an sich: den runden, dunkel behaarten Schädel, das gut proportionierte, fleischige Gesicht mit der großen, gekrümmten Nase und den kleinen, zierlichen, zur Verweichlichung neigenden Gliederbau. Und ihre Kultur, die weit ausgedehnt überall in Deutschland größere oder kleinere Kolonien mit gut gebauten Handelsstraßen besaß, ging nicht spurlos an uns Nachgeborenen vorüber.

Auch die Hallstätter, die vielleicht die Stammväter der südlichen romanischen Rassen wurden,

leben noch ein wenig in unserem Blute fort und haben wohl durch ihren jahrhundertelangen Sitz in den Bergen des Salzkammergutes vor allem die schwarzhaarige, alpine Bevölkerung lokal beeinflusst.

So fandte der nahe Osten seine Söhne, und auch der ferne blieb nicht aus . . . Seine Abkömmlinge sind allerdings viel älter, als die Handels- und Warenkunde Hallstatts. Zu einer Zeit, in der die Gestaltung unserer Alpen es ermöglichte, daß auf einem ununterbrochenen Wege von Gebirgszügen Kinder der asiatischen Flora bei uns einwanderten, blieben und eine zweite Heimat fanden, zogen auch verjüngte Stämme asiatischen Blutes bei uns ein. Feindselig und scheu verkrochen sie sich in abgelegenen Tälern oder besiedelten das walddreiche Vorland der nördlichen Alpen. Auch sie waren Rundköpfe, aber die östliche Abstammung machte sich bei ihnen in schmalen, schiefgestellten Augen, breiten Backenknochen und geringer Kinnbildung bemerkbar. Sicher gehörten sie — schon aus geographischen Ursachen — zu den von Hallstatt friedlich unterjochten Völkern, wenn sie auch mit den klugen Einwanderern des Orients — homo mediterraneus nennt sie die Wissenschaft — rassistisch gar nichts zu tun hatten.

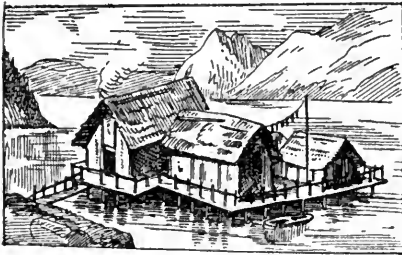
Aber die prunkvolle und bunte Hallstätter Kultur verging und starb wie ein aufgepfropfter Sproß, der sich mit dem alten Stamm nicht mehr zu verbinden vermag. Ihr trauriges und gewalttames Ende erzählen die Reste der Häuser und die großen Grabfelder des Hallbergs. Über den spätesten Schichten der ursprünglichen Bewohner, unter denen sich auch der homo alpinus, jene oben erwähnte östliche Abspaltung befindet, kommen die reichen

Brand- oder Skelettgräber der Fremden, oft zu dreien und vieren, selbst noch höher übereinander angeordnet. Man hat sie zu vielen Hunderten geöffnet. Ihr ganzer Alltag, ihre Gewerbe und ihre Bewaffnung, ihre Freude an Schmuck und schönen Gefäßen, von denen manche aufs künstlerischste aus ungemischtem Gold getrieben sind — so wie jener massiv goldene Hut aus Schifferstadt, den man aber auch für älter hält und der in Größe und Form seltsam an die gelben Judenhüte des Mittelalters erinnert —, der ganz ferne und ein wenig verprovinzialisierte Orient spiegelt sich darin. Und immer noch geht ein Hauch letzter, längst körperlos gewordener Liebe in diesen dicht aneinander gereihten Grabstätten um, die wie eine Stadt der Toten neben jener der Lebenden gelegen haben muß. Viele Bestattungen waren gemeinsam, um Gatten und Freunde nicht zu trennen. Zuweilen ruhen die Gerippe Seite an Seite gebettet oder in einer letzten Umarmung, von einem Gürtel gemeinsam umschlungen...

Dann aber, über allem, ob Häuser, Geräte, Einfriedungen, Straßen und Menschen, liegt eine schwere schwarze Kohlen- und Aschenschicht. Gleichmäßig breitet sie sich aus und ist ganz unberührt, wo auch man auf sie stößt. Die Erddecke darüber ist leer, stumm und ohne Inhalt, bis endlich nach größerem Abstand sie von neuem in zerbrochenem und altersgeschwärztem Werkzeug, in vom Rost zerfressenen Waffen und zerfallenden Menschenknochen zu reden beginnt. Aber dann sind es Kulturreste der R ó m e r , und verwitterte Münzen zeigen eine Jahreszahl, die schon um die Wende unserer Zeitrechnung kreist... Hallstatt starb in

Verwüstung, in Brand und Mord, nicht anders, als ein reicher Händler, der am Straßenrand erschlagen und beraubt wird. Und mit ihm verglomm auch in seinen zahllosen kleineren Kolonien das erste Aufflammen des Sternes vom Orient über der Wälder- und Bergwelt Deutschlands.

Seine Besieger, keltische Stämme, nahmen nun den Faden der eingeborenen Rassen wieder auf. Sie sind



Pfahlbaudorf in den Alpen.
Versuch einer Wiederherstellung.

schon nicht mehr reinrassig zu nennen, sondern waren bestenfalls Mischlinge von homo europaeus und dem Menschen von Aurignac, freilich fast stets mit den waffenkundig

gewordenen Söhnen des Neandertalers mehr oder weniger stark gemischt. Und überall, wo im Alpenvorland der homo alpinus hauste, ward auch er — als verbündeter oder unterjochter Feind — mit einbezogen in das Vererbungsgut unserer nun schon historisch gewordenen Ahnen.

Pfahlbaudörfer, Eisenschmiedekunst, Getreidebau, Viehzucht und daneben Jagd- und Stammesfeindseligkeiten heißen die Kulturtaten der Kelten. Von ihnen aus nimmt die Geschichte Deutschlands ihren Weg in die Jahrhunderte hinaus. Auf ihnen gründen sich bei der bald einsetzenden Völkerwanderung (500 n. Chr.) die endgültigen Besiedelungen der Gaue, nachdem sie sich schon vorher mit Römern und den rasseverwandten Galliern gemischt hatten.

Zu jener Zeit starb wohl auch eine fast unbekannte Zwergenrasse, die in abgeschlossenen Bergtälern der Alpen ihr Leben gefristet hatte und die niemals Einfluß auf den großen Kreislauf der europäischen Rassen gewann. Früher schon scheint eine geringe Negerausiedlung, deren Reste man an der Küste des Mittelländischen Meeres, bei Mentone, zusammen mit Skeletten des Menschen von Crô-Magnon fand, sich verloren zu haben. Sicher ist es, daß ihre Wirkung nur gering war und höchstens in die Richtung gegen die spanische Halbinsel zu ging.

Wir steigen aus dem Nebel der Urzeit empor.

Hinter uns lassen wir die Schatten derer, welche jene selbe Erde bevölkerten, die einst die ihre war und heute die unsere ist. Mögen sie zurückkehren zu Hel, zur ewigen Mutter des Schweigens, in das Dämmergrau fernster Vergangenheit. Tausende von Jahren trennen sie von uns, so wie eine reichgegliederte und wohlgeordnete Entfaltung von Technik, Zivilisation und Wissen uns von der Welt der Nephritschämmer, der Knochengerate und Feuersteinschaber trennt.

Und dennoch ist es auch ihr Blut, das in unseren Herzen pocht. Weitergeleitet auf einer unendlich langen und verworrenen Wanderung von Sohn zu Sohn, unzählige Male mit anderem, ebenfalls von tausend Kreuzungen befruchtetem Leben gemischt, ist dieses Blut endlich zu dem geworden, was wir im einzelnen sind, was die Kulturmenscheit im ganzen ist. Nicht die Tatsache dieser Mischung also ist das Ausschlaggebende, denn sie ist eine für alle geltende gleichmäßige Voraussetzung geworden. Nein, es kann sich nur noch um das Mischungsverhältnis der Ge-

nerationskette oder des Individuums an sich handeln. Hier allein kann die Forschung einsehen, hier allein vermag sie Bedeutungsvolles zu erfahren, körperlich und geistig Bestimmendes zu erklären.

Nicht umsonst wollen wir die Schatten der Toten beschworen und die Ruhe ihrer verschollenen Gräber gestört haben. Nicht umsonst trachten wir, in jedem Scherben gebrannten Tons, in jeder rostzerfressenen Waffe, in jedem von Erde geschwärzten und von Alter vermorschten Knochen ein Dokument zu finden, das uns auf seine Weise von der einstmalig gewesenen Welt erzählt. Nutzlos wäre dieses Bestreben, wäre leere Liebhaberei, wenn es sich nur um Fernes, längst geschichtlich Gewordenes, endgültig Vorbeigelebtes handeln würde.

So aber wissen wir, daß die Zukunft nichts sein wird, nichts sein kann, als der mit tausend Kulturblüten geschmückte Spiegel der Vergangenheit, daß diese allein es ist, die uns über das noch dunkel Verhüllte belehren kann. Nicht jene phantastische Prophetie der Ekstase, der geheimen Ahnungen, des Überirdischen oder Wahnwütigen vermag sie uns zu schenken. Nein, nüchtern und klar, wie jene unbeirrbarere Betrachtungsweise es verlangt, die im Menschen nur ein Objekt unter unzähligen Objekten sieht, und wie es einzig würdig ist eines Geschöpfes, dessen beherrschendes Organ das Gehirn ist, sagt sie:

„Du bist nichts anderes, als du warst, und darum wirst du nie etwas anderes werden, als die Summe dessen, was du gewesen bist. Lerne dich erkennen, und du wirst wissen, was deine Taten sind, die gestrigen, die heutigen und — die von morgen.“

3.

Das Gesetz der Vererbung.

Sehr blaß und ferne am tausendfältig gestirnten Himmel des Lebens dämmert auch der Schimmer der Menschheit herauf. Nicht einsam und allein, alles beherrschend, strahlt er über die dunklen und schweigenden Nächte der Zeiten hin. Hundert Sonnen, ungezählte Monde kreisen mit ihm zugleich, kreuzen seine Bahn, erhellen oder bedrohen sie. Ein Gestirn wirkt auf das andere, wird abgestoßen oder angezogen, und die verwirrende Fülle der Gestalten ist nur darum kein in sich zusammenstürzendes Chaos, weil G e s e t z e ihre Bahn bestimmen, die wie ein unsichtbar ausgespanntes Netz von Fäden den Reichtum der Formen binden und leiten, jede sich auswirken lassen und aus zahllosen Einzelwirkungen jene unzerstörbare Einheit erbauen, die im Wechsel dennoch ewig unverändert bleibt.

Aber Form und Artung aller dieser Wesenheiten sind etwas Getrenntes. Wohl unterscheiden sich die F o r m e n des Lebens auf tausendfältige Weise. Welcher Überfluß an Gestaltung von der Eiche bis zum Goldfisch, vom Elefanten bis zu der eintausendstel Millimeter großen Kieselalge, von der Zentifolie, der hundertblättrigen Königin der Rosen, zum sinnend davor stehenden Menschen, der ihren Bau, ihre Herkunft und ihre Pflegebedürftigkeit und viele ihrer stummen Wünsche kennt!

Es ist so leicht, sich von der Zahllosigkeit der Formen verwirren zu lassen, so beinahe selbstverständlich für ein Geschöpf, dessen ganze Begriffswelt nur von seinen höchst

unzuverlässigen, so gar nicht zur Erforschung der objektiven Wahrheit geeigneten Sinnen bestimmt wird. Und dennoch hat es unter unferesgleichen seit der Kultur Agyptens und Griechenlands Denker gegeben, die es wagten, von den Geschöpfen die Form abzustreifen, wie den regenbogenfarbenen Staub eines Schmetterlingsflügels. Und was fanden sie? Sie entdeckten, daß das bunte und vielgestaltige Leben der Erde aus einem gemeinsamen Lebensstoff besteht. Die Blütenwolke eines Apfelbaumes, das weidende Schaf mit seinem Lämmchen darunter, die schaumige, graugrünflockige Algendecke des stillen Teichspiegels daneben sind ebenso aus ihm geformt, wie der plumpe Bau ausgestorbener Riesentiere durch ihn aufgetürmt wurde, oder wie er sich zu der flaumigen Wange eines Kindes, zu dem welken Maßliebchenkränzlein um seine Stirn und zu dem zottigen Hund an seiner Seite zusammensügt. Es ist heute eine der grundlegenden Erkenntnisse unserer Wissenschaft, daß das Protoplasma*) — so hat man diesen wunderbaren Lebensstoff genannt — in Tier, Pflanze und Mensch letzten Endes das gleiche ist und daß es nur nach der Anpassung an seine jeweilige Umwelt variiert.

Man wird zugeben, daß für den Menschen unter allen Bekanntschaften, die er machen kann, keine so wichtig ist, wie eben die des Menschen, und zwar nicht nur äußerlich, von Persönlichkeit zu Persönlichkeit, sondern vor allem innerlich. Die Funktionen seines Leibes, ihre Hemmungen, Bedrohungen und Möglichkeiten zu kennen, heißt, sein Le-

*) Der Körper aller lebenden Geschöpfe besteht aus verschiedenen höchst komplizierten Eiweißverbindungen, welche Protoplasma oder Plasma genannt werden.

ben verlängern, Krankheiten vermeiden, eine gesunde und tüchtige Nachkommenschaft zurücklassen.

Nun ist aber der Mensch ein außerordentlich kompliziertes Geschöpf, ein großes und wunderbar in sich geordnetes Staatswesen mit vielen, merkwürdigen Anpassungen, Leistungen und Gewohnheiten, die nur durch eine Unzahl ineinandergreifender Tätigkeiten der verschiedensten Art vollzogen werden können. Man stelle sich vor, es gelänge einem von uns, sich auf den Mars oder die Venus versetzen zu lassen. Vorausichtlich fände er dort eine gänzlich unbekannte Welt, in der vom allgemeinsten bis zur Gestalt ihrer Bewohner alles neu, unbegreiflich, vielleicht sogar sinnlos erschiene. Und nun würde von dem Fremdling verlangt, die Kultur, die Vergangenheit, die Gesetze und die Zukunft dieses Volkes, das er nie gesehen hat und dessen Sprache für ihn eine unverständliche Laut- und Gebärdenfolge ist, zu beurteilen.

Nun, etwa in dieser Lage befanden sich die Menschen, als sie daran gingen, das Volk ihrer Körperzellen kennen zu lernen und es nach seinen Gesetzen zu befragen. Und hier kam ihnen jene Erkenntnis von der Einheit des Lebens zur Hilfe. Sie lehrte, bei einem kleineren und einfacheren Organismus das zu erforschen, was bei dem großen und allzu komplizierten undurchschaubar war. Sie lehrte Rückschlüsse ziehen und die gewonnenen Erfahrungen im richtigen Verhältnis auf unser eigenes Dasein anwenden . . . und daraus erst wiederum seinen reichen und sorgfältigen Aufbau begreifen.

So hat man sich auch in der Frage der *B e r e r b u n g* Rat gesucht und gefunden. Überall, selbst auf den nied-

rigsten Lebensstufen, ist das Protoplasma gezwungen, sich fortzupflanzen. Es liegt in seinem chemischen Bau, in der unendlich leichten Zerstörbarkeit aller Eiweißverbindungen — und Protoplasma ist nichts anderes —, daß sie sich fortgesetzt erneuern müssen. Diese Erneuerung aber innerhalb ein und desselben Körpers ist ein Kraftaustausch von beschränkten Grenzen, dem unweigerlich das Unbrauchbarwerden dieses Körpers eines Tages folgen muß. Darum kann kein Lebendiges auf dieser Erde darauf verzichten, sich auf irgendeine Weise weiterzugeben an ein Geschöpf, das, obgleich ein Teil von ihm selbst, jünger ist und darum die Stoffwechselerneuerung wieder eine Weile erträgt, während der es sich eben von neuem fortpflanzen muß, wenn die Art nicht aussterben soll.

Nachdem man dies alles erfahren hatte, lenkte dieses Wissen notwendigerweise den spürenden Verstand darauf, die Ursachen der Vererbung nicht mehr außerhalb des Menschen, in die Gnade eines durch Gebete und Opfer zu bestimmenden Gottes zu legen, sondern im Menschen selbst aufzudecken und dort jenen Faktoren nachzugehen, die Nutzen von der Vererbung haben . . . nicht unähnlich jener alten, römischen Rechtsweisheit, die sagt: Suche den Verbrecher stets unter jenen, die durch das Verbrechen einen Vorteil erhalten.

Dieser Vorteil aber ist unzweifelhaft auf seiten des Individuums und der durch das Individuum erhaltenen Art. Denn die Art kann überhaupt nur dadurch bestehen, daß die Erfahrungen der Voreltern nicht verloren werden, sondern wenigstens bis zu einem gewissen Grad auf den Nachkommen übergehen, der sie seinerseits neu anpaßt und

vielleicht auch verbessert. Man nennt das die Erhaltung der Artmerkmale oder innerhalb einer Art die Rasseeigenschaften, und wieder fallen Tier, Pflanze und Mensch unter dasselbe Gesetz dieser Notwendigkeit.

So groß ist also die Notwendigkeit der Vererbung, daß alles Weiterleben von ihr und ihrem zuverlässigen Funktionieren abhängt. Wenn die Jungen eines Hundes sich die feine Witterung der Nase, die Fähigkeit des Schwimmens und das scharfe Gehör erst jedesmal erwerben müßten, so wären sie unfähig, den Lebenskampf aufzunehmen, und die Gattung „Hund“ würde nach zwei bis drei Generationen nicht mehr existieren.

Man sieht an diesem einfachen Beispiel, das man beliebig auf jede Art von Nachkommenschaften anwenden kann, daß also die Vererbung eine Forderung des Lebens ist. Und zu Zeiten, da die Bibel noch die gesamte Weisheitszentrale der Menschheit bedeutete, formte sich diese Erkenntnis derart, daß man glaubte, im Eierstock der Eva hätten alle die verschiedenen Rassen des homo sapiens ihren Ursprung gehabt, da in jedem Ei ein solch winziges Menschlein läge, das sich gleich einer Blütenknospe nur auseinanderzufalten brauche, um schon ein Säugling zu sein.

Diese „Einschachtelungstheorie“ galt lange als des gottgewollten Wissens letzter Schluß, so lange, bis man allmählich einsehen lernte, daß unsere Ahnen keine vom Himmel gefallenen Halbgötter waren, sondern Zellenwesen, wie alles Lebendige, das sich im krausen Tanz irdischer Erscheinungen dreht. Und darum konnte ein — wenn auch

noch so winziges — Menschlein nicht der Beginn des Daseins sein, sondern erst ein viel späteres Stadium der heimlichen und wohlgeschützten Anhäufung von Zellen, die endlich zur Geburt eines jungen Menschen führen.

Die Zelle als solche mußte also Trägerin der Vererbung sein, denn mit ihr begann in Wahrheit das Dasein. Die Zelle war aber leichter zu beobachten und zu erforschen bei Pflanzen und bei Kleinlebewesen — und hier endlich beschritt man den einzig richtigen Weg, der zur Aufklärung der bestehenden Fragen führen konnte.

Dem aber gingen andere Versuche voraus, die alle mehr oder weniger auf praktische Erfahrungen gegründet waren.

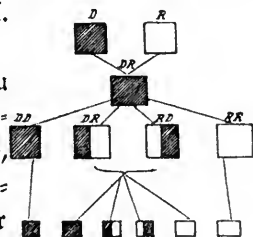
In einem Klostersgarten zu Brünn zog in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts einer der Patres Bohnenjorten. Weiße, bunte, gefleckte und gestreifte Bohnen, wie jeder Küchengarten wohl ein Beet enthält. Weil er ein nachdenklicher und besinnlicher Mann war, dem die Stille des Augustinerkollegiums manche den wunderlichen Geschöpfen der Welt gewidmete Stunde der Forschung ließ, versuchte Gregor Mendel, weißgekernte und schwarzgekernte Bohnen zu kreuzen. Das Experiment gelang ohne Schwierigkeiten. Es gab eine Mischpflanze, die blühte und die auch gemischte Früchte trug — weiße, schwarze und gefleckte Kerne. Vielmal wurden diese Versuche wiederholt, noch unberührte Arten dazwischen gekreuzt, Enkel und Urenkel der ersten teils rein, teils gemischt weitergezüchtet. Und langsam wuchs aus mancherlei Mühe, aus Wirrsal und Unklarheit ein bisher unbekanntes Gesetz heraus, das der bescheidene Mann im Klostersgarten zu Brünn in zwei Abhandlungen in einer fachwissenschaft-

lichen Zeitschrift vergrub, wo sie mehr als zwanzig Jahre später der Wiener Professor A. v. Tschermak wiederum ans Licht zog. Es heißt, aufs einfachste zusammengefaßt, etwa so:

Man kann die Gesetzmäßigkeit der Vererbung in ihrer Verteilung der Eigenschaften sehr wohl berechnen. Doch hängt diese Verteilung von den besondern Unterscheidungsmerkmalen ab, welche die Eltern mitbringen und die nun miteinander konkurrieren — in diesem Falle die weiße und die schwarze Farbe der Kerne. Wenn es bei diesen beiden Merkmalsunterschieden bleibt, so beträgt das Mischungsverhältnis: ein Viertel schwarze Kerne, ein Viertel weiße Kerne, die Hälfte gefleckte Kerne. Bei den folgenden Generationen ergeben sich variierende Aufspaltungen, die aber grundsätzlich auf der gleichen Basis sich vollziehen. (Vgl. die Abbild.)

Dieses Grundschema entdeckt zu haben, ist das Verdienst Gregor Mendels, obgleich er wohl kaum ahnte, daß diese seine erste Erkenntnis einmal mit die Grundbasis zu einer Wissenschaft der Vererbung werden würde, zu einer wichtigen und bedeutungsvollen, an mühevollen Forschungen und Irrwegen reichen Wissenschaft.

Aber vor Mendel hatte sich schon ein anderer, kein Geringerer als Darwin, mit Züchtungsexperimenten befaßt. Er, der ausgezeichnete Landwirt und Tierfreund, versiel nicht auf die Pflanze als Versuchsobjekt, sondern



Vererbungsschema nach Mendel.

wählte seine Lieblinge, die Tauben, und seine aus merkwürdigen Kreuzungen gewonnenen Einsichten ergänzen die Bohnenversuche auf das trefflichste. Nicht nur bestand im Vererbungsschema dasselbe Teilungsverhältnis, auch über manch anderes ergab sich eine größere Klarheit. Bei den Tauben standen sich Geschöpfe von mehreren Eigenschaftsmerkmalen gegenüber. In diesem Maß wuchs auch die Veränderlichkeit der Nachkommenschaft. Die Variationsmöglichkeit vervielfachte sich in aufeinanderfolgenden Mischgenerationen so ungeheuer, daß sie kaum mehr zu übersehen war.

Und da in diesem Fall Zahlen klarer als Worte sprechen, wird man mir vielleicht erlauben, mich ihrer zu bedienen. Man hat berechnet, daß ein Vater und eine Mutter, von denen jedes *zwei* einander widersprechende, besondere Merkmale besitzt, innerhalb ihrer Nachkommenschaft nicht weniger als 16 384 voneinander unterschiedene Kinder, Enkel und Urenkel usw. haben können. Ich glaube nicht, daß es nötig ist, diesen nüchternen Zahlen noch Worte hinzuzufügen. Welches Menschenhirn wäre imstande, eine solch ungeheure Mannigfaltigkeit aus nur vierzehn Motiven zu entwickeln! Dabei ist jedoch das Merkwürdige erst nur halb gesagt.

Längst wurde beobachtet, daß ein gleichmäßig schwerer Würfel beim Auffallen stets die eine oder andere Seite bevorzugt, ohne daß die Ursache dieser Erscheinung bisher hätte erforscht werden können. Parallel zu diesem Vorgang hat sich nun die Erfahrung herauskristallisiert, daß auch von zwei einander entgegengesetzten Eigenschaften die eine meist über die andere zu überwiegen pflegt. Der sehr

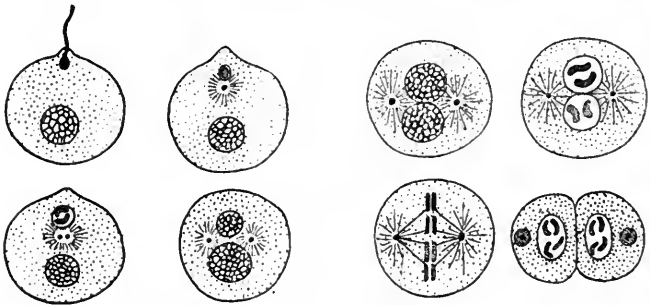
hübsche Versuch, eine blaugerunzelte Körnerart des *M a i s e s* mit einer weiß- und glattförmigen zu kreuzen, ergab zunächst lauter Fruchtkolben mit blauglatten Körnern, und erst in den nächsten Generationen erfolgte die übliche Aufspaltung. Das heißt also, die Eigenschaft des blauen von der einen, des glatten von der anderen Seite überweg, oder, wie die Wissenschaft das nennt, *d o m i n i e r t e*. Unter den erwähnten 16 348 Kombinationen hat man nun außerdem noch 128 *d o m i n i e r e n d e* Arten berechnet — und nur eine einzige unter allen würde die ursprüngliche Form des einen oder anderen Elternteiles tragen und einwandfrei weiter vererben!

Die Mischungsfähigkeit der Rassen ist also praktisch von unbegrenzter Ausdehnungsfähigkeit und wiederholt doch in zahllosen Varianten immer wieder nichts anderes, als den Eigenschaftskomplex der Stammeltern, der freilich durch jede neu hinzutretende Mischung auch von neuem beeinflusst, umgewürfelt und umgestaltet wird.

Und hier an dieser Stelle, wo die Verwirrung ihren höchsten Grad erreicht hat und den praktischen Versuchen keine Aufklärung mehr abzurufen war, setzt nun der Weg zum *W e s e n d e r Z e l l e* ein. Daß in ihr sich die Eigenschaften fortpflanzen müssen, erkennen wir daraus, daß schon winzige, im Wasser unsichtbar wirbelnde Lebewesen die Vererbung durch Fortpflanzung kennen. *W i e* aber spielt sich der *M e c h a n i s m u s* der Vererbung in ihr ab? Ist jede Zelle eines Körpers gleichbefähigt, die ihr innewohnenden Eigenschaften weiterzugeben?

Das Mikroskop, die große Voraussetzung der Zellener-

forschung, hat uns vieles, wenn auch nicht alles gelehrt. Ein niederes, von wenigen beachtetes Tier, das den Strand der jüdischen Meere mit träge dahindämmerndem Leben erfüllt, der Seeigel, pflegt mit der gleichen Temperamentlosigkeit auch für seine Nachkommenschaft zu sorgen. Das Meer, der unermessliche Hüter so vieler Lebewesen, übernimmt die freundliche Rolle des Vermittlers zwischen den freischwimmenden Samenfäden und Eiern, die von den Elterntieren einfach der Flut anvertraut werden.



Befruchtungsvorgang I

Befruchtungsvorgang II

Diese Eier nun, verhältnismäßig groß und durchsichtig wie der klarste Bergkristall, gestatten jeden nur wünschenswerten Einblick in das Innere einer weiblichen Zelle, und ihre Vereinigung mit den Samentierchen hat der Forscher am Mikroskop beobachten gelernt. Er hat sie vor seinen Augen sich vollziehen lassen und auf diese Weise endlich entdeckt, was denn eigentlich geschieht bei dem wunderbaren Vorgang der Befruchtung. (Vgl. obenstehende Abbildung.)

Der Kopf des in das Ei eindringenden Samenfädchens, das einem unendlich dünnen, geschwänzten, zappelnden

Fischchen gleicht, wächst sich im Inneren zu einem Kern aus, der schließlich dem schon vorhandenen Eikern an Größe nichts nachgibt. Und nun beginnt das heimliche Mysterium. Langsam, wie zwei bewusste Geschöpfe, nähern sich die beiden, berühren sich, verschmelzen miteinander. Wieder einmal hat das Wunder des Lebendigen sich vollzogen, denn von diesem Augenblick an gibt es ein Geschöpf mehr, das freilich erst noch aus nichts anderem besteht, als aus einer befruchteten Eizelle. Nun aber entwickelt sich im vereinigten Doppelp Kern ein Faden, der sich aufrollt und wie ein Rädchen inmitten der beiden Kernpole steht. Das Rädchen spaltet sich senkrecht, die beiden Pole rücken auseinander, und jeder zieht die Hälfte des zu gleichen Stücken zerfallenen Rädchens nach sich. Nun sind es schon keine Pole mehr, sondern zwei Kerne, die nur noch wie Halbkugeln aneinander haften. Dann lösen sich auch die Halbkugeln, die ganze Eizelle senkt sich ein und trennt sich zu zwei gleichgroßen Zellen. Die erste Teilung ist vollendet, das Leben in unaufhörlichem Wachstum beginnt und wird währen, bis der ganze kunstvolle Bau des Organismus wiederum zerfällt, sich auflöst, zurückkehrt in das Einsiedlerdasein unzähliger Bakterien, Algen und Bodenpilze, die eine Pflanze oder ein Tier dann von neuem in den Kreis des eigenen Seins einfängt...

Man verzeihe mir die scheinbare Abichweisung, die in Wahrheit nichts ist, als ein Verfolgen der tatsächlichen Ursachen der Vererbung, soweit sie uns bis heute bekannt sind, bis zu dem Punkt, wo das Gesichtsfeld des Mikroskops in trübe Dunkelheit versinkt, unser Auge ermüdet und der

forschungshungrige Wille wieder einmal an eine verschlossene Tür pocht.

Jener Faden, aus dem sich das Mädchen formte, ist nämlich aller Wahrscheinlichkeit nach der eigentliche Träger der zu vererbenden Eigenschaften. Man hat seine zerfallenen Stücke Chromosomen genannt und glaubt in ihnen gleichsam die Behälter zu sehen, in denen sich die Artmerkmale gemischt oder rein fortpflanzen. Und da diese Art der Teilung mit geringer Abwandlung auf alle Plasماغeschöpfe zutrifft, haben wir in ihr wenigstens endlich die gemeinsame Pforte entdeckt, aus der das Leben emporsteigt, um Gestalt und Wesenheit neu erstehen zu lassen und das ganze vielfältige Bündel der Eigenschaften, die der Ahne schon mit sich trug und die der Enkel in einer Stunde tiefster Hingabe weiterleiten wird an ein Leben, dessen Form damit schon geprägt ist, noch ehe eigene Taten es zu erfüllen vermöchten.

Und nun hindert uns nichts mehr, die phantastische Welt des Mikroskopes, den eng begrenzten Lichtkreis der eintaufendstel Millimeter, die ewig schweigsame Geschäftigkeit der Unsichtbaren zu verlassen. Wir nehmen aus ihr eine wichtige Erkenntnis mit, die, mit den Erfahrungen geduldig beobachtender Züchter zusammengefügt, etwa so lautet:

Von der Beschaffenheit und Herkunft der Chromosomen während der Zellteilung hängt zuerst die grundlegende Vererbung der Eigenschaften ab. Das Verhältnis der Mischung ist im einfachsten Fall bei nur zwei verschiedenen Elternmerkmalen das der vier Viertel, wovon je

eines die ursprüngliche Art spiegelt, die übrigen zwei Viertel jedoch bereits die neue Mischrasse begründen. Innerhalb der Merkmalspaare pflegt eine Eigenschaft über die andere zu dominieren.

Diese wenigen Sätze sind etwa die unanzweifelbare Frucht ungezählter Mühen und mehr als fünfzigjähriger Untersuchungen, denen eine Hekatombe von Kraft, Zeit, Spürsinn, Intuition und experimenteller Tätigkeit geopfert wurde. Und dennoch ist dies alles in einem großen Sinn erst Beginn wirklich fruchtbarer Erkenntnisse, denn nun erst muß die theoretische Erfahrung auf das allgemeine Leben übertragen werden, wenn sie gleich einem edlen Obstbaum nicht nur blühen, sondern auch Früchte reifen soll.

Mühsam, Körnchen um Körnchen muß der Mensch die Erfolge seiner Forschung zusammentragen. Das unzuverlässige Instrument seiner Sinne spiegelt ihm tausend Irrtümer vor, die er nicht von der Wahrheit zu unterscheiden vermag. Nichts bleibt ihm übrig, als dennoch alle seine Gedanken, Erklärungen und Beobachtungen geduldig weiterzusammeln, bis die Zeit darüber entscheidet, ob er das Richtige ahnte oder ob wieder ein Spiel erträumter Bilder ihn narrete und wie ein trügerisches Irrlicht in ein Gestrüpp von Irrtümern lockte.

Man sieht, bei dem großen Problem rassistischer Vererbung vermochte die Forschung keinen anderen Weg zu gehen. Noch wenig geklärt sind viele Zusammenhänge, gar nicht erkannt ist das letzte Geheimnis der Struktur und Bildung der Chromosomen, und manche Erfahrung scheint ergänzende Wahrheiten anzukündigen, ohne sie doch zu enthüllen.

Da ist die merkwürdige Tatsache des Kreuzungs-
 atavismus, ein Fremdwort, das nichts anderes bedeu-
 tet, als den vollkommenen Rückschlag zweier hochwertiger
 und sehr verschiedener Arten auf die einstige primitive Ur-
 form. Darwin hat ihn an seinen Tauben erlebt. Als
 er daran ging, schwarze Barttauben und weiße
 Pfautauben zu kreuzen, erhielt er Junge, die keinem
 der beiden Eltern ähnlich sahen, noch irgendeine Mischung
 verrieten. Dagegen glichen sie zum Verwechseln der wil-
 den Felsentaube, die in ihrem einfachen, blaugrau
 schillernden Kleidchen, das keinen anderen Fuß trägt, als
 zwei schwarze Querbinden über die Flügel, die Ahnin aller
 zahmen Taubenpielarten ist.

Warum aber dieser Rückschlag? Wir wissen es nicht,
 wir können nur nach manchen anderen, diesen Erfolg be-
 stätigenden Versuchen annehmen, daß ganz getrennte, gleich-
 sam die äußersten Ränder ihrer Art beherrschenden Rassen
 sich nicht vertragen und nicht vermischen können, daß viel-
 leicht etwas Ähnliches stattfindet, wie wenn man einem
 Affen Kaninchenblut einspritzt. Beide sind Säugetiere, und
 die Grundformen ihres Körperbaues stimmen in allem über-
 ein. Dennoch aber wirkt die Blutvermischung als Ver-
 giftung, und wie an Strychnin sterben die Tiere unter
 Krämpfen und Zuckungen in kürzester Zeit. Solch ein
 ähnlicher Vorgang mag auch dem Kreuzungsatavismus zu-
 grunde liegen, wenn es hier auch nicht mit dem Tode, son-
 dern mit völliger, direkter Vererbungsunfähigkeit endet, in-
 dem gleichsam die letzten, jüngeren Rassenglieder ausge-
 schaltet werden und der viele Jahrtausende alte, ursprüng-
 liche Eigenschaftskomplex dominiert.

Eine Übertragung dieser Erfahrung auf den Menschen schlägt eine merkwürdige und bisher kaum beachtete Brücke zu seinen extremen Rassenmischungen. Sagt nicht ein altes und in diesem Sinn höchst selten anmutendes Sprichwort: „Gott schuf den weißen und den schwarzen Mann . . . aber der Teufel bildete den Mulatten?“ Nachdem derartige Lebensweisheiten kaum je anders als auf einem fest umrissenen Tatsachenhintergrund entstehen — der übrigens in diesem Fall zu wohlbekannt ist, als daß man ihn noch besonders bestätigen lassen müßte —, kann es nicht gut etwas anderes bedeuten, als einen häufig beobachteten, besonders ungünstigen Rassenrückschlag zwischen Weißen und Farbigen.

Wenn man überhaupt daran geht, die Erfahrungen des Plasmas — also die an der Pflanze und an dem uns nächststehenden Tier — da und dort auf den Menschen zu übertragen, läßt es sich nicht leugnen, daß man bei unbeirrter Durchführung zuweilen zu den seltsamsten Parallelen zu kommen vermag.

Selbst wenn man sich daran gewöhnt hat, mit gleichmäßiger Aufmerksamkeit den Zug der Menschen zu betrachten, der — besonders in einer großen Stadt — täglich durch die Straßen flutet, einander fremd und gleichgültig, jeder von seinen eigenen Trieben, Wünschen und Hoffnungen einem unbekanntem Ziel entgegengeht — selbst wenn man gewöhnt ist, die Fülle der Verschiedenheiten zu beachten, die in all diesen müden, traurigen, lachenden und feindseligen Gesichtern eingegraben sind, der Merkwürdigkeiten in Gang, Haltung und Gestikulation gar nicht zu gedenken, so hat man trotzdem kaum einen richtigen Begriff von

der Vielfältigkeit des Kulturmenschen. Auch hier reden wiederum Zahlen eindringlicher als alle Worte. John Wood, der ein vielbeschäftigter Arzt in London war und zu dessen Pflichten es gehörte, die Morgue zu überwachen, untersuchte dort an einem Tage 36 Leichen, welche die Millionenstadt wahllos ausgeworfen hatte. An diesen 36 Leichen konnte er 558 körperliche Verschiedenheiten feststellen! Man denke an die 16 348 Kombinationsmöglichkeiten des nur durch sieben Merkmalspaare unterschiedenen Taubenpärchens, und man wird vielleicht eine der Beschränktheit der menschlichen Vorstellungskraft abgerungene Ahnung dessen haben, was das kurze Wort „Rassenvererbung“ bedeutet.

Zu all den schon erwähnten Einflüssen auf die Veränderlichkeit der Generationen kommt aber noch ein anderer, dessen umgestaltende Kraft nicht zu unterschätzen ist. Auch hier hat ein Fremdwort sich als Bezeichnung eingebürgert, das so klar und scharf das zu Sagende umreißt, daß man es nicht wohl entbehren kann. *S e l e k t i o n* heißt es und bedeutet, daß innerhalb der vererbbaaren Rassenkreuzungen noch eine besondere Auswahl stattfindet, die jedes Individuum auf seine persönliche Brauchbarkeit und Anpassungsfähigkeit im Kreise des Lebenden prüft.

Man kann sich eigentlich nichts Selbstverständlicheres denken, als diese *S e l e k t i o n s t h e o r i e*, deren erste, allerdings sehr übersteigerte Aufstellung ebenfalls auf Darwin zurückgeht, und die bereits vor etwa zehn Jahren *R. H. Francé**) dann in ausgezeichnet übersichtlicher

*) Francé, Der heutige Stand der Darwinschen Fragen. Th. Thomas, Leipzig.

Weise in die Harmonie der biologischen Gesetze eingeordnet hat. Nach ihr wird der ganze Eigenschaftskomplex, den ein Geschöpf als Erbgut mitbringt, noch einmal, unabhängig von der Vererbung, einer umfassenden Auslese zugunsten der Notwendigkeit unterzogen. Sie scheidet unermüdlich, seitdem die erste Amöbe im Schlamm einer Uferflut kroch, das Brauchbare von dem nicht Brauchbaren. Brauchbar im Sinne des Lebens aber ist nur, was dem Geschöpf dazu verhilft, innerhalb seiner Umgebung seine vollste Daseinsmöglichkeit zu erreichen; nicht brauchbar ist, was diese Daseinsmöglichkeit in irgend einer Weise schädigt und verkürzt. Diese letzte Regulation des Lebens selbst, die häufig das ursprüngliche Bild des vererbten Eigenschaftskomplexes nicht unbedeutend verändert, ist erst die endgültig entscheidende, so wie ein Maler erst nach vielen Studien, Skizzen und Entwürfen in einem Bild seiner Idee Form und Ausdruck gibt.

Wunderbar und auf allen Gebieten des Daseins arbeitet die Selektion, freilich — und das war der Irrtum Darwins — niemals aufbauend und neu erschaffend, sondern immer nur aussiebend und so lange zerstörend, bis nur das Vollendete, das für diesen Zweck und unter diesen Umständen nicht mehr zu Überbietende übrig bleibt.

Da werden zum Beispiel gewisse Zeichnungen des Felles vererbt, weil sein Besitzer sich dadurch besser an seine Umgebung anzupassen vermag, durch diese Anpassung geschützter vor seinen Feinden ist und infolgedessen eine größere Möglichkeit besitzt, zur Fortpflanzung zu gelangen. Denn ein Geschöpf kann noch so gesund und nach jeder Richtung hin rassetüchtig sein — wenn es vor dem Zeitpunkt der Fort-

pflanzung ausgerottet wird, so entscheidet das Fehlen geeigneter Schutzanpassungen über das Sein und Nichtsein der ganzen Art.

Eine ebensolche Selektion findet natürlich auch auf dem Gebiete der übrigen Eigenschaften statt. Der bessere Schwimmer, der unermüdlichere Flieger, der ausdauerndere Läufer bleibt erhalten. Die feinere Witterung, die größere Wachsamkeit, die fürsorglichere Brutpflege sind wie Zuschüsse zu einem anfänglichen Kapital, das auf diese Weise nicht angetastet wird und sich immer wieder ergänzt, während es im anderen Fall geringer und zum Schluß völlig aufgezehrt wird. Mit anderen Worten, die Art stirbt infolge ungeeigneter oder nicht mehr geeigneter Merkmale oder Anpassungen allmählich aus.

Man möge mir verzeihen, daß so häufig das Tier oder die Pflanze in diesem Kapitel Träger der Beispiele sind, während doch der Rassenwert des Menschen erforscht werden soll. Aber um bis zu ihm zu gelangen, ist ein Überblick über die Vererbung im plasmatischen Bau von unumgänglicher Notwendigkeit. Auf den Menschen angewendet, gewinnen jedoch alle diese scheinbar gleichgültigen und weitab vom Thema liegenden Erfahrungen und Kenntnisse mit einem Male tiefste Bedeutsamkeit. Jedes Fünkchen Wissen springt da zur hellflackernden Flamme auf, die unerwartet hineinleuchtet in unser Ich, seine Vergangenheit und seine Zukunft. Und darum möge man mir nun erlauben, von der uns persönlich am meisten interessierenden Form des allgemeinen Lebensstoffes, dem Menschen, zu sprechen.

Ich brauche es an dieser Stelle nicht mehr zu wiederholen, daß alles, was den bunten Ring des Plasmas von

Ewigkeit zu Ewigkeit kreisen läßt, in ihm seine Spuren einzeichnet. Alles, was wir von dem Gesetz der Vererbung uns erarbeitet haben, trifft also auch auf den Menschen zu. In nichts schließt er sich von den übrigen Lebewesen aus als darin, daß wir an ihn viel schwierigere und unklarer zu durchschauende Fragen stellen, als an den uns einfacher scheinenden Kreislauf, der Tier und Pflanze ineinanderfügt.

Aus verschollenen Gräbern hoben wir die Urgeschichte des Menschen ans Tageslicht. Wir suchten unter zahllosen Schwierigkeiten seine älteste Form, seinen Anfang als Individuum zu erforschen. Wir schufen uns ein Bild von ihm, von seinem Leben und den Bedürfnissen dieses Lebens.

Vom Organismus, von Pflanze und Tier, nahmen wir das Gesetz der sich erhaltenden Art. Scheinbar zersplittert, suchten wir da und dort zu erfahren, was vorgeht, wenn Zellen sich vereinigen, wenn durch besondere Rassenmerkmale ausgezeichnete Plasmageschöpfe sich vermischen. Das Verhältnis der Mischlinge untereinander konnte in engsten Grenzen berechnet werden, und das auswählende Wirken der Selektion wurde erkannt.

Fügen wir nun beides zusammen. Der von Anfang an in verschiedenen, gut unterscheidbaren Rassen im Wilde unserer Forschung aufgetauchte Mensch hatte keine andere Möglichkeit, als sich untereinander nach den Gesetzen der Vererbung zu vermischen. Das brachten die Kämpfe um den nicht immer reichlichen Lebensraum mit sich und ebenso der Trieb zur Fortpflanzung, der in seiner unbelehrten

Hier in geeigneten Organen auch das geeignete Individuum erblickt.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die höher stehenden Crô-Magnonmenschen, vielleicht sogar schon die mittlere Rasse der Aurignacs, sich instinktiv von einer aktiven Vermischung mit den häufigen Neandertalern zurückgehalten haben. In diesem Falle mag es die aggressive Brutalität des homo primigenius gewesen sein, welche andere Siedlungen überfiel, die Bewohner tötete und verzehrte — man denke an die Funde in der Krapinahöhle —, ganz sicher aber bei dem häufig eintretenden Frauenmangel manche der Weiber behielt und von ihnen als von einer Art Sklavinnen Nachkommenschaft besaß. So mögen die ersten Kreuzungen gleichsam zwangsweise erfolgt sein.

Was sich in dieser Art zuerst wohl nur an vereinzelt Individuen vollzog, geschah, als erst der einsam lebende Urmench gelernt hatte, sich überall zu Horden zusammenzutun, um die Riesentiere der Sumpfwälder zu jagen, in vergrößertem Maßstab. Diese aus primitivster Notwendigkeit entstandenen Horden, gewöhnt, zusammenzuleben und sich zu unterstützen, verschmolzen schließlich zu einem Stamm, der ebenfalls ein Interesse daran hatte, andere Nebenbuhler auf der freien Wildbahn zu töten oder durch Vertreibung unschädlich zu machen. Um die eigenen Frauen und sich selbst von den Strapazen des Nomadenlebens etwas zu entlasten, wurden wohl manche der überwältigten Weiber und Kinder am Leben gelassen — männliche Sklaven waren zu gefährlich —, und diese aus den allgemeinen Mühen eines entbehrungs- und anstrengungsreichen Daseins hervorgegangene Barmherzigkeit rächte sich selbstverständlich

durch intensivere Rassenmischung, die freilich in diesem Stadium menschlichen Zusammenlebens ebenso oft eine Rassenverbesserung wie eine Verschlechterung bedeutete.

Wenn man hierbei an unser festgestelltes Vererbungsverhältnis denkt, so ist kein Zweifel, daß diese frühzeitigen Rassenmischungen bereits Kombinationsmöglichkeiten von einer Fülle und einer Vielartigkeit hervorbringen mußten, die alle Schwächen und Vorzüge des Kulturmenschen vorausahnte, lange, bevor es in unserem Sinne eine Kultur gab. Wir kennen die Körperunterschiede und die an sie geknüpften geistigen der einzelnen Urrassen gut genug, um beurteilen zu können, daß in jeder derartigen Kreuzung sich eine Fülle von Merkmalen gegenüberstand, die sich selbstverständlich in einem noch von geringer Artvergangenheit beschwerten Organismus ganz anders und mit viel größerem Nachdruck auswirken mußten, als wir dies heute zu beobachten die Möglichkeit haben. Wer sich die Mühe nimmt, die nachstehende Tabelle auf die beiden Pole der Menschheitsentfaltung zu prüfen, wird in ihr wie in einer Reihe abgekürzter Schriftzeichen die Symbole einer ganzen Welt finden, einer Welt, die alle Höhen edelster Kultur und alle Tiefen tierischer Roheit in sich vereinigt.

Man hat den mittleren Schädelinhalt, also den Raum, der tatsächlich vom arbeitenden Gehirn ausgefüllt wird, gemessen und diese Messungen an verschiedenen Rassen und Völkern wiederholt, die man dann einander gegenüberstellte. In aufsteigender Reihenfolge geordnet, lauten sie:

Pithecanthropus (der früher erwähnte
Vormensch) 900—950 ccm

Schädelinhalt

Pygmäen	930	ccm
Neandertaler	1200—1230	„
Pariſer des 12. Jahrhunderts, vielfach gemischte Kulturraſſe	1532	„
Pariſer, modern, noch ſtärker ge- mischte Kulturraſſe	1558	„
Niederbretagne	1560	„
Prähistoriſche, nordiſche Dolmen- bauern, homo europaeus mit Ureinwohnern gemischt	1580	„
Spaniſche Baſken, Aurignac mit Crô-Magnon und homo alpi- nus gemischt	1584	„
Gallier, vorwiegend Miſchung Aurig- nac und Crô-Magnon	1585	„
Moderne Auvergnaten	1598	„
Schädel aus der Höhle L'homme mort (Crô-Magnon)	1606	„
Schädel der prähistoriſchen Siedlung Solutré, Crô-Magnon	1615	„
Höhlenbewohner Crô-Magnon	1640—1590	„

Man ſieht, welchen weiten Weg die Menſchheit vom Pithecanthropus und Neandertaler aufwärts gemacht hat. Gleichzeitig aber muß zugestanden werden, was ſich nach dieſer Tabelle nicht leugnen läßt. Der moderne Kultur- menſch erreicht auch bei guter Gehirnausbildung die Intel- ligenzmöglichkeiten der Urraſſe des homo europaeus nicht mehr oder doch nur in einzelnen ſeltenen Individuen.

Muß man daraus auf einen Rückgang der Menſchheit ſchließen?

Es ist nicht nötig, diese inhaltschwere Frage mit Ja zu beantworten. Wir wissen, daß die Anpassung an ihre Umwelt es ist, die zuletzt die Erhaltung und Umformung einer Art bestimmt. Die Umwelt aber ist für den Menschen eine andere geworden und läßt sich in nichts mehr mit den Felsenhöhlen zwischen Waldümpfen oder den rutengeflochtenen und lehmeworfenen Hütten vergleichen, die dem Urmenschen Schutz, Zuflucht und Häuslichkeit boten, und in denen das Licht seines hoffnungreichen Lebens viele düstere Tage und lange Nächte bescheiden glimmte. Wenn auch von manchen Forschern behauptet wird, wir lebten immer noch in einem Interglazial, das heißt in einer Periode zwischen zwei Eiszeiten, was ähnliche klimatische Verhältnisse wie während der Epoche der Renntierfranzosen voraussetzt, so hat die Gegenwart doch ganz andere Mittel gegen die Witterungsunbilden gefunden. Die mehrtausendjährige Kultur aber, die hinter uns liegt, erspart dem einzelnen heute eine Fülle von Erfindungen, körperlicher und geistiger Tätigkeiten und direkte Anpassungen, die der Urmensch selbst verrichten mußte, wollte er nur einen Hauch von Bequemlichkeit besitzen. In seiner Person mußte er die Eigenschaften eines Kochs und Jägers, eines Künstlers und Baumeisters, eines Arztes und Priesters vereinigen, mußte all das sein, was der moderne Mensch sich heute um Geld zu kaufen gewöhnt ist. Darum war eine schrankenlose Schöpferkraft für ihn Notwendigkeit, während sie heute immer nur der geistige Luxus eines einzelnen Genies ist.

Man sage nicht, daß Tier und Pflanze nicht auch Erfindungen gemacht hätten, um ihr Dasein zu ermöglichen und zu verbessern. Es ist ein durch keine Beweise gerecht-

fertigter Hochmut des Menschen, von sich zu behaupten, daß er allein verstanden hätte, die Umwelt zu benutzen und sich untertan zu machen. Viel richtiger wäre es für ihn, darauf stolz zu sein, daß sein Hirn nicht allzuweit hinter den wunderbaren Erfindungen der übrigen Plasmageschöpfe zurücksteht, daß es, in manchem aus Nachahmung, in vielem aus eigenem die Weltgesetze so weit erkennen gelernt hat, um der Menschheit zu einer brauchbaren Kultur verhelfen zu können. Aber dennoch, wie wenig vermag der homo sapiens von seinen individuellen Ideen und Geschicklichkeiten weiter zu vererben. Er muß im Gegenteil immer wieder neu lernen, denn Begabung ohne Fleiß und Ausdauer genügen nicht zum Sieg im immerwährenden Lebenskampfe. Die Pflanze und das Tier brauchen das offenbar in einem viel geringeren Maße. Die Vererbung der ihnen eigenen Kultur reicht so weit zurück, daß sie, nicht wie beim Menschen, zu den erworbenen, sondern zu den schon übernommenen Eigenschaften ihres Organismus gehört und das längst Getane in vielen Fällen nur zu wiederholen braucht. Das noch Ungetane aber wird verhältnismäßig leicht und einfach durch den ungeheuren Schatz von Erfahrungen, den die Pflanzen- und Tierzelle bereits besitzt.

Sie hat allein und im Zusammenschluß so Unerhörtes geleistet, so vielfältig alle Lebensräume besiedelt, wie es nur genaueste, durch unerbittliche Selektion geregelte Anpassung vermag. Es gibt kein Klima, vom tropischen Regenwald bis zu den Eismüsten des Nordpols, das sich dem Plasma nicht unterworfen hätte. Kein Boden existiert, der es nicht wenigstens in winzigen Formen beherbergt. Land und Wasser, Höhen und Tiefen sind von ihm erfüllt. Gifte

werden besiegt, Fäulnis und Tod überwunden. Und das alles war nur möglich, weil, auf das Letzterforschbare zurückgeführt, das oberste Gesetz aller Vererbung, die Sonne, um welche sich gleich Planeten die bekannten und noch unbekannteren Regeln drehen, *Notwendigkeit* heißt. Was auf uns überkam, vom Bakterium bis zum homo primigenius, vom verschollenen Säugetier, von dem sich einst der Stamm der *Primateen**) abzweigte, bis zu unseres Vaters liebvertrautem Gesicht — immer ist es die Notwendigkeit, die das Leben am Leben erhält. Darum sind wir die Form, die allein in unserer Gegenwart möglich ist, obgleich wir, unzählbar oft gewandelt, die vorbeigelebten Schicksale von Jahrtausenden in uns tragen. Darum ist auch unser Geist befruchtet mit den immer wieder gedachten Gedanken, Wünschen und Hoffnungen der Ahnen, denn man hat es vielleicht zu wenig beachtet, daß auch die psychischen Anpassungen nach demselben Gesetz sich vererben, aufspalten und vermischen müssen, wie dies die Merkmale des Zellenorganismus tun. Man war von je so sehr geneigt, das Geistige des Menschen als etwas Außergewöhnliches, nicht zu seinem Körper Gehöriges zu betrachten, daß erst jüngste Untersuchungen**) dartun mußten, daß die Einheit der Welt alles Lebendig-Wirkende nach einem Gesetz umfaßt.

Auf dem wunderlichen und formenreichen Weg durch die Jahrtausende ist der Kulturmensch, der einmal be-

*) Der Zweig der Menschenaffen und Menschenähnlichen.

**) R. H. Francé, Die technischen Leistungen der Pflanze, Leipzig, Veit & Co, und: Die Lebensgesetze einer Stadt, München, G. Bruckmann.

stimmten Rassen entstammte, ein Geschöpf geworden, das allmählich alle Merkmale sämtlicher Rassen in sich vereinigt hat. Es gibt keine körperliche und geistige Rasseeigenschaft, die nicht in unserer gegenwärtigen Generation zu finden wäre. Die Vererbung ist gleichsam eine unvergängliche Truhe, in der alles Gute und Böse der Menschheit begraben liegt, und durch sie wurde langsam aus dem Unorganischsten, das man sich angesichts so unaufhörlicher Vermischungen vorstellen kann, zuletzt doch wiederum ein Organisches, das jetzt freilich einen um vieles weiteren Kreis umfaßt und gleichzeitig imstande ist, sich zu fernsten Sternen zu erheben und seinen Bruder um eines Goldstückes willen zu erwürgen.

L o p i n a r d, vielleicht der verdienstvollste aller Rassenforscher, und sicher der gewissenhafteste, war es, der jenen berühmt gewordenen Ausspruch tat:

„Wir haben in Europa eigentlich nur drei Rassen, eine langköpfige, großgewachsene, blonde und blauäugige, eine langköpfige, schwarzhaarige und mittelgroße und eine rundköpfige, kleine und ebenfalls dunkelhaarige Rasse. Aus ihnen setzen sich die Völker Europas zusammen, und der einzige Unterschied besteht darin, daß die Mischungsverhältnisse verschiedene sind.“

Es mag sein, daß diese Erkenntnis, die hier ein Mensch über seine eigene Rasse mit aller nur wünschenswerten Klarheit formte, trotzdem für manchen etwas Verworrenes, Unplastisches, vielleicht Unvorstellbares bedeutet. Und dennoch kennt die Natur auf einem anderen Gebiete ebenfalls solche komplizierten Mischungsverhältnisse, und auch die Menschen kennen sie, denn sie wären nicht imstande, ohne das Wunder ihrer fortwährenden Wandlung zu leben. Die

chemische Formel $C_6H_{10}O_5$ ist immer ein ganz bestimmtes Kohlehydrat — also eine Verbindung mit Kohlenstoff und Wasser —, dennoch schenken wir sie einmal einer schönen Frau als Zucker in Form einer zierlichen Bonbonschachtel, einmal essen wir sie als Stärke in Gestalt knusprig gebratener Kartoffeln, und einmal schütten wir sie unseren so überaus nützlichen vierfüßigen Freunden als Stroh in die Krippe, denn sie brauchen Zellulose zu ihrer Ernährung. Immer aber sind es dieselben Stoffe, und nichts ist an ihnen verschieden, als der innere Aufbau der Elementenmischung, die dennoch die Ursache zu drei so grundverschiedenen Dingen wird.

Ist es wirklich ein so unerhörtes Wunder, daß wir, die wir doch wissen, daß wir unter den gleichen Gesetzen des Lebens stehen, nun auch erfahren, daß wir nach ihnen uns entfalten, fortpflanzen, ändern, anpassen und sterben? Ist nicht die Welt immer dasselbe, in uns und in anderen? Und gibt es eine bessere Antwort, als die, die der weise Confuzius einem Schüler gab, der ihn um den Anfang der Welt befragte: Es war immer dasselbe — das Alte war wie das Neue. — Also ehre deine Ahnen, denn sie sind nichts anderes, als du selbst — — —

4.

Der Wert der Rasse.

Was ist es, was von einer vergangenen Generation übrig bleibt? Wir haben es gesehen, und wenn wir es zusammenfassen, ist es nichts als Altbekanntes und Selbstverständliches. Es sind Bauten, Gewänder, Erfindungen, Kunst-

werke, Erkenntnisse, Moden und Staatsformen. In diesem Kreise ist alles eingeschlossen, was dem vergänglichen Geschöpf Mensch Dauer verleihen kann. In sie sinkt das individuelle und das Familiendasein zusammen, die scheinbar unzerreißbaren Fäden des Gefühls, an denen Leben aufblühen und Leben zugrunde gehen, werden gleichsam dürr, misfarben und formlos, wie die gepressten Rosen in einem Herbarium. Das Einzelschicksal löst sich aus, wird wesenlos und eingezogen in eine Anzahl ähnlicher, weil zeitverwandter Geschicknisse, und was uns sichtbar und erkenntlich bleibt, ist eine Kultursicht, deren objektive Werte um so deutlicher hervortreten, je weiter die persönlichen Momente Liebe und Haß, Mode und Meinung, Tag und Stunde zurücksinken in den düsteren, feindseligen Sumpf des Vergessens.

Und wieder müssen wir eine Frage stellen: Was sind die objektiven Werte einer Kultur denn eigentlich? Ist denn nicht alles nur Geschmack, Auffassung, persönliche Anschauung, Sympathie oder Antipathie? Wurden nicht Rubens und die sinnensfrohen Maler der flämischen Bürgerherrlichkeit einmal in den Himmel gehoben, und heute gibt es eine große Anzahl von Kennern, denen sie in ihrer fleischlichen Konvention niedrig, brutal und ideenlos vorkommen? Ist nicht die sentimentale Pose der empfindsamen Zeit heute wirkungslos und lächerlich? Wurden nicht Giordano Bruno verbrannt, Kopernikus und Kepler verleumdet und bedroht — und auf ihren Entdeckungen ruht doch immer noch unser gesamtes Weltbild des Kosmos? Scheinen uns heute nicht die Kreuzzüge als ein sinnloser und volksmörderischer Irrwahn und

die ersten spanischen Eroberungsfahrten nach Mexiko als barbarische Vernichtung einer großen und klugen Kultur, deren goldgierige und grausame Ausrottung die Moral einer ganzen Epoche befleckt? Gibt es überhaupt etwas, was im Laufe der Jahrhunderte nicht einmal in die tiefste Hölle verlästert und einmal als göttliches Gnadengeschenk gepriesen worden wäre? Und immer war es die *subjektive* Meinung, die etwas gut oder schlecht fand, und immer wurde diese Meinung später von einer *objektiven* Wertung nachgeprüft und häufig verworfen.

Daraus geht also zunächst hervor, daß, ganz wie bei den natürlichen Anpassungen, eine *zeitliche Differenz* dazu gehört, um das Richtige vom Unrichtigen, den Kulturglauben von der Kultur zu unterscheiden. Objektiv betrachtet, kann aber der Höhepunkt einer Kultur nur daran erkannt werden, daß innerhalb dieser Kultur die vollkommenste Auswirkung aller Kräfte erreicht wurde, daß mit anderen Worten der Arbeiter und der Bürger, der Soldat und der Gesetzgeber, der Künstler und der Beamte, jeder in seiner Schicht zufrieden an seinem Werke schaffte, daß alle gegenseitigen Reibungen vermieden wurden und darum die geistige und materielle Produktion des ganzen Volkes einen Hochstand erreichte, der sich als dauerhaft erweisen mußte, weil alle ihm angehörigen Individuen den größtmöglichen Vorteil davon hatten.

Die konfuzianische Organisation in *China* schien einmal dieses Optimum erreicht zu haben und war jedenfalls unter menschlichen Verhältnissen eines jener Staatswesen, deren Form sich am längsten erhielt. Für kleinere Zeitspannen haben auch verschiedene andere Völker Ähnliches

erlangt. Von 530 bis 430 v. u. Z. war Attika jener Musterstaat der damals bekannten Welt. Es hat in diesen hundert Jahren vierzehn heute noch berühmte Männer hervorgebracht, und man kann der neueren Forschung, die diese außergewöhnliche Leistung eines Volkes auf das soziale Verhältnis zurückführt, vielleicht nicht ganz unrecht geben. Tatsächlich scheint ein Gemeinschaftsverhältnis von 90 000 freien Einheimischen, 40 000 Fremden und 400 000 ackerbau- und gewerbetreibenden Sklaven ein außergewöhnlich günstiges zu sein, und es hätte vielleicht eine längere Dauer bedingt, wenn nicht die erhebliche Vermischung mit fremden Ansiedlern sie zerstört hätte, die eine Folge der vielbesuchten Hafenstadt sein mußte. Unzugehörige rassische Elemente drängten sich ein, und die an griechische Eigenart angepassten Gesetze konnten für Mischlinge, Barbaren und Asiaten nicht mehr optimal sein. Das einheimische Blut und die hochwertige Rasse selber zersplitterten sich in fremden Sklaven und Sklavinnen, der Organismus des Staates, vielseitig bedroht, vermochte sich nicht mehr wirkungsfähig zu erhalten und zerfiel langsam, ganz wie der sterbende Körper eines lebenden Geschöpfes.

Wenn man diese Tatsachen in die Weltgeschichte überträgt und diese dann auf Vorgänge und Wandlungen hin prüft, in denen eine fremde Rasse als Eindringling den Aufbau oder die Vernichtung von Staaten bedingte, in denen sie bei gleichbleibenden Klima- und Fruchtbarkeitsverhältnissen es war, die als Zünglein an der Waage die Kultur eines Volkes bestimmte oder seine angestammte Kultur zerstörte und ausrottete, so finden wir sehr viele solcher bedeutungsvoller Geschehnisse. Aber nicht überall ist der

Einfluß der Rassenmischung so leicht durchschaubar, so unwiderleglich als handelnder Faktor zu erkennen, wie in den drei großen Umwälzungen, welche die asiatischen Einflüsse im alten Agypten, der Untergang der Antike in Rom und die französische Revolution mit sich brachten. —

Agypten!

Land der unbegreiflichen Wunder und der düstersten Schatten. Es gibt wohl nur wenig Gebildete, in denen nicht einmal der Wunsch aufgeflammt wäre, die bunten, steiflinigen Bilder in den Totenkammern der Pyramiden oder an den hieroglyphenbedeckten, zerfallenden Tempelkammern zu sehen. Wenn man Äthen dereinst die Menschheitswiege genannt hat, so wäre es angemessen, Agypten die Kulturwiege zu nennen. Nirgends hat eine Kultur wohl jemals größere Gegensätze in sich vereint. Die ungeheuerste, nur auf größter Masse gestellte Kraftentfaltung ihrer Bauten trägt allerzierlichste und wohlhabgewogene Ornamente mit Pinsel und Grabstichel. Die drohenden Tieridole ihrer Religion verkörpern für den Wissenden bewunderungswürdig klare philosophische Ideen, und dieser ganze hierarchische und unduldsame Götterglaube von der Verehrung des heiligen Stieres bis zu der kaum begreiflichen Höhe ihrer Sternenkunde ist wiederum eine schwerverständliche Mischung von unbeweisbaren Phantasmagorien und praktisch einfachen Lebensregeln. Nie hat in einem Staate ein Leben so wenig gegolten, wie in Agypten, wo grausame Missetheuen zu der öffentlichen Rechtspflege gehörten, und niemals besaß das Leben höheren Wert, als in den Totenstädten zu Memphis und Theben, die angefüllt waren mit unverwesbaren Mumien, sorgfältig eingebettet in einen

zahllosen Hofstaat von Sklaven, Frauen, Tieren und allen Bedürfnissen und Gepflogenheiten des täglichen Lebens, damit sie nichts entbehren möchten im „Reiche des Westens“, darin die Seele prunkvoll und glücklich schwelgt, solange der Leib nicht in Staub zerfallen ist. —

Dies alles ist und war Agypten bis zu den Zeiten Kleopatras, als die Römer das Land überschwemmten und die Pyramiden und Tempel in wehendem Flugsand begraben wurden.

Ebenso dunkel, rätselhaft und verworren wie ihre Kultur ist aber auch die Geschichte Agyptens. Voll von Widersprüchen sind die Dokumente über Krieg und Frieden, über das Aufblühen, die Eroberungszüge und den Niedergang vieler Herrscherdynastien.

Von dem historisch tiefsten Grunde ägyptischer Rassen-geschichte wissen wir nur wenig. Das Bedeutungsvollste ist, daß die Wissenschaft aus zerstreuten Anzeichen und Folgerungen die Vermutung geschöpft hat, jener allen Gebildeten wohlbekannte, schmaläugige, schlanke und intelligente Typus des Agypters, wie ihn unzählige Grabmalereien, Statuen und Ahnenbilder wiedergeben, sei nicht der Ureinwohner zwischen Nil und lybischer Wüste, dem Meere und den nubischen Sümpfen gewesen. Wir kennen keinen Namen und besitzen nur wenig Dokumente des Intellektes jener eigentlichen Ureinwohner. Darum ist wohl anzunehmen, daß ihre Lebensweise der Kulturtafel der Menschheit wenig oder gar keine Zeichen einrißte, daß sie nur um ihres Lebens willen lebten, vielleicht schon Hütten aus Nilschlamm bauten und von Milch und Früchten sich nährten. Es gibt mehrere Standbilder, die an Alter alle sonst be-

kannten übertreffen, und unter ihnen ist das eines jugendlichen Ehepaars besonders auffällig und ausdrucksvoll. Sie galten bisher für ganz frühägyptisch, und man schrieb ihr seltsames Aussehen der in Künsten noch unbeholfenen Hand eines Volkes zu, das erst im Beginn seines Aufstieges steht.

Dieser S e p a mit seiner Frau N e s a ist sicher nicht jünger als dreitausend Jahre; für unsere Betrachtungsweise und den neuen Standpunkt ist es ziemlich gleichgültig, daß man sie bisher der zweiten Dynastie zuschrieb, denn Kasse ist zeitlos und nicht einmal von Jahrhunderten abhängig. Gewiß, sie sind keine technisch vollendeten Kunstwerke, und ihre Steifheit erinnert ein wenig an mykenische und frühetruskische Idole. Aber, hat man bisher ganz übersehen, daß sie doch vor allem einen a n d e r e n K a s s e n t y p zeigen? Es ist unendlich schwer, zu sagen, ob sie von jenen Ureinwohnern verfertigt wurden — die Haartracht des Mannes spräche dafür, manche psychologischen Momente dagegen —, aber das Gesicht, der Körperbau, sogar die Haltung reden doch eine Sprache, die nicht mißzuverstehen ist! Man könnte sie nicht ohne einiges Recht Abkömmlinge afrikanisierter Neandertaler nennen, so plump, undurchgebildet, fast barbarisch, vor allem so ganz unägyptisch sehen sie aus. Der homo primigenius des altafrikanischen Kontinents besaß weder die Affenschmauze, noch die Augenzwülste in jener uns bekannten, extremen Ausbildung, obgleich er ganz sicher an Stärke und Roheit seinem europäischen Bruder in nichts nachstand. Man betrachte einmal die fliehende Stirn der Nesa, ihren wulstigen Mund und die unedle und vorgestülpte Nase und wende nicht ein,

dies alles sei nichts als die primitive Kunst des Bildhauers. Porträtbüsten in Agypten waren nicht künstlerischer Luxus, sondern eine nüchterne Notwendigkeit des Totenkultus, sie wurden fast nur zu diejem Zweck gemeißelt, und ihre einzige Bedingung war größtmögliche Ähnlichkeit, da die Seele sie ja sonst nicht hätte wiedererkennen und an Stelle ihres Körpers benutzen können!

Nehmen wir aber an, eine so oder ähnlich aussehende Urrasse habe das glückliche Tal des Nils bewohnt und wurde von Eindringlingen teils vertrieben, teils unterjocht, von jenen Eindringlingen, welche dann die hohe Kultur Agyptens begründeten und deren Gesichtsschnitt noch erstaunlich häufig die Fellachen tragen, rein und unverändert, wie den Abdruck eines Jahrtausende alten Siegels. Die Forschung sagt, man weiß nicht, woher sie kamen, aber das Land selbst lehrt uns, ihre vergessenen Wege aufzuspüren. Die Sahara, die unwegsame Sand- und Steinwüste im Süden, das Rote Meer im Westen und das Mittelländische Meer im Norden schützten das Niltal zu jener Zeit fast völlig vor jeder Einwanderung. Der Osten allein blieb übrig. Von Osten also müssen sie gekommen sein, die schmaläugigen, dunkelhäutigen Männer, und die schlanken, langfüßigen Frauen auf ihrer Wanderung der niedergehenden Sonne nach.

Sie waren nicht kriegerisch, aber sie waren klug. Daß sie klug gewesen sein müssen, zeigen die Mumien Schädel, die fast überall die anatomischen Sammlungen in reicher Anzahl vervollständigen und die nirgends die treffliche Entwicklung des Gehirns verleugnen. Der gerade Gesichtswinkel, die harmonische Durchbildung des Antlitzes, über-

haupt des Kopfes, können nur einer hochwertigen Rasse zugeschrieben werden.

Hier haben wir also offenkundig z w e i Rassenfaktoren, die auf die Entfaltung Agyptens Einfluß hatten. Und wenn unsere Erkenntnis der Rasse als Kulturbildner gleichsam ein Lämpchen ist, das uns in einen nie betretenen, unterirdischen und geheimnisvollen Tempel leitet, so haben wir mit ihm zwei der uralten Idole entdeckt.

Sie hießen einst die Überwinder des Landes, und feine Unterjochten und wurden auf dem natürlichsten Wege der überragenden Intelligenz zu Herren und Sklaven. Vermischungen zwischen ihnen waren die unvermeidliche Folge.

Man begreift also jetzt diese Gegensätze bis ins letzte, da man doch weiß, daß nichts innerhalb einer Rasse verloren geht, aber auch in alle Ewigkeit nichts anderes produziert werden kann, als was eben von Anfang an vorhanden war oder im Lauf der vielerlei Kreuzungen dazugetan wurde.

Zum erstenmal ist hier dieses Resultat uns praktisch greifbar, zum erstenmal schenkt der weite Bogen unserer Forschung, der von der Eizelle des Seeigels bis zum schönen Schädel des homo europaeus reichte, uns eine Erklärung von Tatsachen, die bisher unentwirrbar als stummer Rätsel in unseren Händen lagen.

Was wir hier in flüchtigen Worten aufzurollen versuchten, ist aber nur e i n e Periode in der unmeßbar langen Zeit, die von der allerersten Menschheitsbesiedlung des Niltals bis in die allmodernste Gegenwart reicht. Jener Eingeborenenrasse gingen andere, noch frühere, voraus, die uns ebenfalls manche Zeugen ihres Daseins hinterließen.

So wie man unter dem historischen Troja sieben verschollene, übereinandergeschichtete Städte fand, stehen auch die Ruinen von Memphis, Theben und Abydos auf vorzeitlichen Resten.

Immer muß es mehr als eine einheitliche Rasse gewesen sein, die Ägypten besiedelte und bebaut, und es fehlt uns nur die historische und vorhistorische Zusammenfassung einer bisher auf näherliegende Kulturforschung gerichteten Wissenschaft, um sagen zu können, daß die Kette der östlichen Einwanderer nie und zu keiner Zeit völlig abriß, sondern unablässig neues Blut, neue Rassen und Stämme in die alte Kultur hineinschwemmte.

Was geschah mit ihnen?

Sie versuchen, sich zu ägyptisieren, das heißt mit den Worten unserer neuen Rassenbiologie, sie versuchten die dem Lande und der bestehenden Kultur organische Form anzunehmen nach jenen Regeln, welche die Zelle der Vererbung und Mischung der Eigenschaften vorschreibt.

Es ist anzunehmen, daß man im historischen Ägypten, das so viele später vergessene Weisheiten kannte, auch diesem Problem nicht gänzlich unwissend gegenüberstand. Man formte es nur auf seine Weise, die darin bestand, daß man die vier verschiedenen Rassen, den Ägypter, den Neger, den Asiaten und den Lybier, einer Schöpfung durch vier verschiedene Gottheiten zuschrieb, wie eine Tafel zeigt, die man im Grabe des ersten Seti, also ziemlich früh, entdeckte. Sehr wohl sind auch auf anderen Kunstdenkmalern die Rassen und ihre Zwischenformen unterschieden, gar nicht zu reden von den Bildwerken aus der Zeit der Hyksos-

dynastien*). Man betrachte doch eine der vier schwarzen, in Tanis gefundenen menschenköpfigen Sphinxen mit ihren breitmäuligen Barbarengesichtern, den auffspringenden Backenknochen und den mächtigen Niesern! Und wenn auch nicht der Barbarenname Apopi auf ihrer Brust eingeritzt stände, wer vermöchte daran zu zweifeln, daß hier ein blutfremder Eindringling uns aus geraubtem Machtbesitz entgegenstarrt? Damals hieß er *H y k s o s*, aber das war doch nur e i n Name in der namenreichen Wanderung nach Westen. Später nannte man ihn *B u k o l i e r*, und seine viehweidenden Nomadenscharen wurden unter alexandrinischer Herrschaft in langwierigen Kämpfen im Südosten des Reiches bekriegt, geschlagen, versklavt, um mit immer neuen Schwärmen wiederzukehren.

Und dann, als das Christentum schon mit zehntausenden von Mönchen die thebaische und nitrische Wüste bevölkerte, als die bunten und starren Tempel der Pharaonen ebenso geschändet und zerschlagen wurden, wie das Serapeum zu Alexandria, schmähete man ihn als *A r a b e r*, als den Feind des Wissens und der Künste, als den Gräberplünderer und Korangläubigen. Und dabei waren es dieselben Araber, die, als die weltberühmte Holzstatue des *Ra-em-fa* ausgegraben wurde, sie *Schech-el-beled* nannten, weil sie ihrem eigenen Dorfältesten so ähnlich sah.

Kann man es wagen, hier Gesetze zu leugnen? Stehen hier nicht die Grundmauern aller Geschichtsforschung, jene letzte, gleichsam aus Zyklopenblöcken zusammengesetzte

*) Die sog. Hirtenkönige, die mehrere Jahrhunderte die Herrschaft an sich rissen.

Festigung, die den breit ausladenden und vieltürmigen Bau historischer Forschung trägt?

Rassen kamen und Rassen gingen im glühenden Tal des Nils. Aber immer wieder ermüdete die eine, die lange die herrschende gewesen war, immer wieder wurde sie gewaltsam durch eine andere ersetzt, vermischte sich mit ihr, ging in ihr auf und lebte dennoch in ihrem starken und unverbrauchten Blute weiter. Und immer wieder wuchs die niedrigere, die barbarischere Rasse in das einmal bestehende Kulturschema hinein, obgleich sie ursprünglich ihr Gegner und zerstörungsbereiter Feind gewesen war — aber die Gesetze der Vererbung waren stärker als Wille und Gegenwart. Die Gesetze regelten den Verlauf der jedesmaligen Einbahnungen, und die Gesetze werden sie weiter regeln, denn wiederum leben unter der weißen und artfremden Oberherrschaft der Engländer zwei Rassen in Agypten, die Fellachen und die Araber, die bereits auf dem Wege sind, sich unmerklich langsam zu verschmelzen.

Damit hat uns Agypten sein Gesetz enthüllt.

Rom hat kein anderes.

Wenn Agypten in der Menschheitsgeschichte eine unausgesetzte Vermischung der Rassen — man nennt das in der Sprache der Wissenschaft eine *Assimilation* — bedeutet, so hat Rom, in dem und durch das die Antike zu Grabe ging, den tragischen Vorzug, geradezu das Schulbeispiel des Aussterbens einer Rassenmischung zu sein, eines Zerfalles mit all den grauenhaften Begleiterscheinungen, wie Laster, Grausamkeit, Zerstörung und allgemeinem Zusammenbruch, die gleichsam wie Verwesungsmale das

Ende eines auf diese Rassenmischung gegründeten Staates beschließen.

Aber wie kam es, daß gerade dieses Volk, das seit historischen Zeiten die umfassendste und ausgedehnteste Weltmacht besaß, diese Weltmacht nicht festzuhalten vermochte, so daß sie ihm Stück um Stück aus den Händen bröckelte, wie ein morsches Gerät?

Immerhin, die Lampe der neuen Rassenbiologie vermag auch in dieses Chaos von Geschehnissen, Ursachen, Folgen und Meinungen hineinzuleuchten.

Man denke zuerst an die *Latiner*, die Rom gründeten, um mit seiner Macht aufzusteigen. Wie so manches Stück Vergangenheit, so schwankt auch ihr Bild im Spiegel der Nachwelt. Zu sehr vielleicht hat man ihre strenge Tugend, ihre Tatkraft, ihre Einfachheit, ihre Rechtschaffenheit gerühmt. Es gab Zeiten, in denen man — wohl nicht ganz unabsichtlich — vergaß, daß dies alles nur die Lichtseiten eines Eigenschaftskomplexes waren, der nach der anderen Richtung hin notwendigerweise ebenso un-
duld-
sam, borniert, brutal und kulturfeindlich sein mußte, der aber vor allem ein maßlos übersteigertes, alles beherrschendes Gepräge besaß — den *Eroberungsgeist*. Wenn je ein Volk, so waren sie die geborenen Soldaten. Und unter diesem Gesichtswinkel betrachtet, erscheint ihr Wesen, das so oft fälschlich mit griechischer Kunst- und Kultur-
liebe behängt wird, als ein organisch und streng in sich geschlossenes Ganzes, das keine Erweiterung und keine Anpassung nach anderer Seite hin erträgt.

Wer sich die Zeit gönnt und einmal römische Porträtbüsten auf ihre rassistischen Merkmale betrachtet, wird

mancherlei Überraschungen erleben und vielleicht auch die eine oder andere Illusion einbüßen, die im Laufe der Jahrhunderte traditionell geworden ist. Niedrige, gewölbte und massive Stirnen und starke Kinnbacken bestimmen fast jedes dieser mißtrauisch-energischen oder grausam-gierigen Gesichter, unter die sich nicht selten andere mischen, an denen nicht einmal die antike Tracht das Odium rechtschaffener Dummheit oder plattester Alltäglichkeit zu verhüllen vermag. Rassistisch gewertet, finden wir an vielen den für den homo aurignacensis so sehr charakteristischen, tiefen Nasensattel, den dadurch bedingten finsternen Ausdruck und den bekannten übersteilten Gesichtswinkel, Augenwülste und übermäßig betonte Kinnbacken. Vor allem aber die häufig ausgesprochen schlechte Schläfen- und Vorder Schädelentwicklung verraten allerdings auch, daß der Neandertaler nicht ganz unbeteiligt an der Schöpfung dieses gewalttätigen Volkes gewesen sein muß.

Als sie begannen, die Welt zu erobern, war ihre Zahl verhältnismäßig klein. Eigentlich bestand sie nur aus einem Kreis von Patrizierfamilien, die Sohn auf Sohn die gewagten Unternehmungen des jungen Staates leiteten. In nicht ganz achthundert Jahren brachten sie es fertig, die alte Kulturwelt und einen bedeutenden Teil der Barbarenländer von Spanien bis Ungarn zu unterjochen in endlosen, mit aller nur erdenklichen Brutalität geführten Eroberungszügen. Diese Art von Staatsorganismus, welcher eigentlich in allem dem eines starken und gefräßigen Raubtieres gleich, war die für sie optimale, in der sie intensivste Auswirkung fanden und darum auch ganz selbstverständlich eine fast ununterbrochene Steige-

rung von Erfolgen erzielten, die bis zu den Tagen des Augustus reichten. Indem sie zerstörten, plünderten, versklavten und zusammenrafften, befolgten sie eben die ihnen angeborenen Instinkte nach Art eines nimmersatten Wolfes, der ihnen, nicht ohne tiefere Bedeutung, heiliges Sinnbild war.

Aber, was ihren Lebenskreis erweiterte und ihren Machthunger stillte, indem es ihn zugleich immer rasender anstachelte, wurde in demselben Maße ihr Verderben. Die Raubzüge nach Norden freilich hätten, trotz der zuweilen furchtbaren Verluste — man denke nur an die Legionen des Varus —, ihnen niemals den entscheidenden Todesstoß versetzen können. Was ihnen da in Tierfellen und Leinwandröcken, mit Sax und Kelt entgegentrat, das waren letzten Endes Barbaren wie sie selber, auf einer primitiveren Stufe, aber ihnen ähnlich an Gesinnung, Mut, Kampfesfreude, Eroberergier und, wenn es sein mußte, verschlagener Tücke. Nicht umsonst beschränkte man sich in Rom sehr bald nicht mehr darauf, den trotzigen Feind zu erschlagen und zu versklaven. Man konnte ihn viel besser innerhalb der Legionen unter den siegreichen Adlern oder in der Arena als Gladiator gebrauchen, und diese tiefinnere Wesensverwandtheit, die angesichts der ähnlichen Rassenmischung ja auch nur selbstverständlich war, trug im Laufe einer nicht allzulangen Zeitspanne den Sieg über alle hochmütige Barbarenverachtung davon.

Nein, der wahre Feind Roms, der wie ein schleichendes Gift seinen unbefiegtten Arm zerbrach und seinen hochgetragenen Nacken beugte, kam von den Kriegszügen nach Süden und nach Südosten. Seneca, Cato, die Anhänger

der Bürgertugend, ahnten ihn wohl, als sie in langen und fruchtlos immer neu wiederholten Ermahnungen wieder zu der Rückkehr zu den einfachen, strengen Sitten der Voreltern rieten. Ihre Sorge, ihre Warnungen waren nur zu gerechtfertigt und in nichts übertrieben, denn Roms Feind hieß — Kultur.

Im Laufe der Jahrhunderte war jede der alten Patrizierfamilien, wenn schon — wie die Julier, die Flavier, die Antonine — nicht zur obersten Macht als Augustus, so doch zu den übrigen höchsten Stufen im Staate gelangt. Sie übten als Konsuln, Cäsaren, Präfecten oder Pontifex eine Macht aus, die sie vor dem Volk und sich selber vergöttlichte und sie zugleich unnahbar und häufig verantwortungslos machte. Zugleich kamen sie als erste Vertreter oder Feldherren Roms in nächste Verührung mit der Kultur Agyptens und Griechenlands. Aber was konnte ihnen, den der Kunst und Wissenschaft Abgeneigten — deshalb Abgeneigten, weil ihnen die rassistischen Voraussetzungen dafür fehlten —, Kultur sein? Sie konnten sie bestenfalls konsumieren, in vergröberter und materialisierter Form genießen — oder aber sie als Luxus benutzen, nicht anders, als der moderne Parvenu, der Bücher und Kunstwerke erwirbt, nicht, weil es ihm ein Bedürfnis ist, sondern weil er glaubt, durch ihre Aufstellung Geist und Bildung vorzuspiegeln, die er in Wirklichkeit zu besitzen gar nicht fähig ist. Auch die Latiner waren solche Emporkömmlinge, und auch sie beschränkten sich darauf, die Kultursymbole der ganzen Welt herbeizuschleppen und wahllos in Rom aufzuhäufen. Mit Gewändern aus Kos, mit Mystereien aus Eleusis, mit Salben und Wohlgerüchen

aus Phönizien, mit Giften und Zaubersprüchen aus Kolkhis und Thessalien, mit Philosophen aus Alexandrien und Rhetoren aus Athen, mit Edelsteinen aus Karthago und mit Kunstwerken aus Attika und Memphis glaubten sie alles zu besitzen, was sie zu den Herren der Welt machen konnte, während sie doch in Wahrheit nichts, als ihre Eroberer waren*).

Aber wie man nicht von einem rassefremden Menschen Blut in einen anderen überleiten kann, ebensowenig läßt sich auch eine hohe Kultur auf eine niedrigere aufpfropfen. Hier wie dort muß es Vergiftungserscheinungen geben, Krämpfe und Tod nach einem Gesetz, das die Natur immer und unverrückbar einhält.

Die römische Rasse vergiftete sich. Sie machte aus der Kultur, die den anderen Völkern eine notwendige und organische Entfaltung gewesen war, gleichsam ein Bacchusfest, eine Jahrhunderte andauernde Feier der Saturnalien. Sie berauschte sich in Gold, in Wohlgerüchen, in Seide, Sklaven, Wein und Ausschweifungen. Eine grenzenlose Lebensgier, eine irrsinnige Vergeudung aller Kräfte setzte ein. Sie rasten in einem Machttaumel, aber ihre Organe waren und blieben doch immer nur die eines Barbaren. Die einfachen Sitten, Anspruchslosigkeit, Gerechtigkeit, Völkerstolz und Manneszucht, die sie groß gemacht hatten, versanken bereits unter den Flaviern in einem Malstrom des Genusses. Athiopische, barbarische und asiatische Sklavinnen, Lustknaben und Hetären traten an Stelle der streng in das Frauengemach gebannten keuschen

*) „Die Verschwendung eines Soldaten nach der Plünderung“ nennt Jean Paul im „Hesperus“ ihr Gebaren.

und gesunden Gattinnen, und die vornehmen Matronen besuchten Lupanare oder Feste, die nur ein anderes Lupanar waren. Eine wahre Promiskuität*) der Rassen mischte alles mit allem. Degeneration**), Irrsinn, Schwäche, Sterilität***) und eine erschreckend hohe Verbrecherquote durch rassistische Rückschläge waren die folgerichtige Strafe. Es ist eine erst noch zu beantwortende Frage, ob die Pest, die in kurzen Intervallen immer wiederkehrte und unter Justinian zuletzt fünfzehn Jahre lang fast alle Provinzen und Rom selber verödete, wirklich nur die Folge unzureichender sanitärer Maßnahmen war, oder ob nicht auch die durch unerhörte Ausschweifungen und Kreuzungen geschwächten Rassen ihr Teil zu der geringen Widerstandskraft gegen die Seuche beitrugen.

Um die unerläßlichen Verteidigungskriege an den ausgedehnten Grenzen des Reiches zu führen, bedurfte man jetzt der Barbaren dringender als je. Ganz von selber ergab es sich, daß die Schranken zwischen ihnen und den eingeborenen Römern mehr und mehr fielen, ja, daß verschiedene von ihnen — man denke nur an den Thraker Maximinus, der weder schreiben, noch lesen konnte — auf kurze Zeit zu Kaisern ausgerufen werden konnten. Sie, die wohl tapfer und kriegslustig, aber von einer Unwissenheit waren, die einem Wilden angemessen gewesen wäre, vermochten selbstverständlich die längst willkürlich gehandhabten Steuer- und Verwaltungsverhältnisse weder zu ordnen, noch zu verbessern, während anderseits seit

*) Wahllöse geschlechtliche Vermischung.

**) Erschöpfungszeichen.

***) Zeugungsunfähigkeit.

Caracalla und Heliogabal eine asiatische Satrapenwirtschaft eingerissen war, die alle Staatsämter von Gold und Unterdrückung abhängig machte und das Reich ohne Unterlaß um ungezählte Summen schädigte.

Und während noch die Christianer mit den Prätorianern, während Asien mit Gallien und Germanien innerhalb der Mauern Roms im Kampfe lag und sich durch Aufstellung von Kaisern und Gegenkaisern zu überbieten versuchte, war längst, nur wenigen bewußt, die eigentliche Klasse der Latiner ausgestorben, sie, die es groß gemacht und dann ihren Nachfolgern überlassen hatte, wie ein Löwe die Reste eines gefallenen Elefanten den Schakalen überläßt. — — —

So starb Rom, das Weltreich, an der Entartung seiner Klasse, und der Raub, den es an fremden Kulturen beging, rächte sich wie eine Seuche an seinem eigenen Blut . . .

Wie aber erklärt sich der Umsturz der französischen Revolution vom Standpunkt der neuen Rassenbiologie aus? Er vollzog sich zu einer Zeit, die nach historischen Begriffen so kurz zurückliegt, daß man sie nicht nur in größeren Epochen, sondern in einzelnen Schicksalen beurteilen und das ganze Ereignis gleichsam aus ihnen, wie aus Mosaiksteinen zusammensetzen kann. Wenn die Betrachtung Ägyptens Weltgeschichte im großen Stil, wenn der Sturz Roms der Zusammenbruch einer Kulturperiode war, so ist die französische Revolution ein politisches Geschehnis, das sich innerhalb einer Klasse vollzog, nur auf diese Klasse Bezug hatte und in der Form, wie sie sich abspielte, auch nur innerhalb dieser Klasse möglich war.

Man nimmt als allgemeine Ursache der ganzen Erhebung die von der Bourbonendynastie seit Jahrhunderten schonungslos ausgeübten Bedrückungen, Steuererpressungen und die von ihren Kreaturen häufig bis zur Unerträglichkeit provozierten Bergewaltigungen des Volkes, d. h. des dritten und vierten Standes, wie man damals Bürger und Bauern bezeichnete, an. Ganz unzweifelhaft sind hier auch tatsächlich die Belastungen zu suchen, die mit immer steigendem Druck die Situation einseitig beschwerten.

Diese Belastung aber brauchte einen auslösenden Faktor, und der lag nicht auf der Seite der Bedrückten, sondern kann rassenbiologisch nur in der genießerischen Erjöpfung, der Gleichgültigkeit der in ihren Sinnen, ihrem Luxusbedürfnis und Machtgefühl ermatteten Herrscherkaste gesucht werden. Sie war es, welche die Schwärmerei einzelner edelmütiger und menschenfreundlicher Intellektueller geradezu herausfordern und dadurch von vornherein jeder Art von geistiger Umwälzung den Erfolg sichern mußte. Denn was dem Genie eines Rousseau seelische Notwendigkeit war, bedeutete für die Überkultur des Hofes und des Adels nur eine neue Sensation. Sensation aber heißt Erfolg, und jeder Vorkämpfer einer Idee wird durch Erfolg für diese Idee fanatisiert. Die auf diese Weise bei der herrschenden Kaste in Mode gekommene Gerechtigkeitschwärmerei war also jener auslösende Faktor, und nicht die Armut und Ausjaugung des Volkes, die nur die Vorbedingung dazu boten. Murrende Bürger und klagende Bauern hat es zu allen Zeiten gegeben, aber früher schenkte die Obrigkeit ihnen kein Gehör und wies sie mit

Pranger und Stockprügeln zur Ruhe. Vom Standpunkt des Volkes aus bestand keine Notwendigkeit, gerade um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts zu revoltieren, denn es hatte unter all den Bedrückungen, die jetzt auf einmal unerträglich schienen, unter Hunger, Missernten, Ungerechtigkeit und gesellschaftlicher Ausjaugung ja auch schon früher gelitten; aber der leidenschaftliche Erlösungstrieb einzelner überragender Intelligenzen forderte Betätigung, und die herrschende Kaste unterstützte dies in völliger Verkennung der daraus entstehenden Konsequenzen, weil sie sich in sich selber übersättigt hatte. Das Volk aber ist selbstverständlich zu allen Zeiten bereit, dem zuzujubeln, der vorgibt, seine Interessen zu vertreten, und so heben sich aus der in Wahrheit bedrückten Masse der Unwissenden, die eben infolge dieser Unwissenheit jedem Schlagwort kritiklos nachzulaufen gezwungen sind, klar und gut umrissen die Typen der einzelnen Akteure des furchtbaren Spieles ab, das mit unklarer, aber redlicher Begeisterung begann, dann ein Modegeschwäß der Salons war und mit dem tausenden Fallbeil der Guillotine endete.

Der natürliche Gegner der ganzen Bewegung ist Ludwig der Sechzehnte. Er wäre es gewesen, auch wenn er nicht zufällig König gewesen wäre. Er hätte es sein müssen, denn die gerade in diesem Fall gut überschaubare Tradition seiner Kaste legte ihn auf einen Begriff von Ordnung, Ruhe, gesicherter Beherrschung vieler zum Herrschen Unfähiger durch wenige dazu Auserlesene fest. Wenn man sein Gesicht betrachtet, so ist nicht zu leugnen, daß es von guten Verhältnissen ist und keine Merkmale des Neandertalers aufweist. Tatsächlich ist ihm

nur Schwäche, Kurzsichtigkeit und zu geringe Energie vorzuwerfen, denn daß er um seine Existenz und die seiner Familie kämpfte, zumal da der ganze Umsturz seinen angeborenen Einsichten nach nicht nur für ihn, sondern auch für das Land ein unermessliches Unglück bedeutete, ist nur menschlich und selbstverständlich. Einen alten und darum nicht mehr anpassungsfähigen Organismus ob seiner Starrheit anklagen, heißt Eulen nach Athen tragen, denn das Leben rottet solche Geschöpfe unter tausend Möglichkeiten mit mathematischer Sicherheit ohnedies aus.

Dem Herrscher gegenüber standen nun die teils von persönlichem Verantwortungsgefühl, wie Necker, oder maßlosem Ehrgeiz und aufgepeitschter Eitelkeit, wie Mirabeau oder Philipp von Orleans, und die von religiös-phantaftischem Glauben an ihre Mission getriebenen Schwärmer, wie Rousseau und Desmoulin, Madame Roland und Charlotte Corday bis zu Robespierre gegenüber. Außerdem aber gibt es bei allen derartigen Ummwälzungen stets Menschen, die jedes derartige Ereignis als Motor für ihre eigenen Wünsche und herrschsüchtigen Träume zu benutzen wissen. Sie scheiden sich wieder in geschäftskluge und rücksichtslose Gewaltmenschen, die nur zum Teil an die Idee glauben, die sie nach Art eines geschickten Maklers zu verkünden verstehen, und in völlig pathologisch wirkende Fanatiker, die durchaus und absolut jeder wirklichen Einsicht unzugänglich sind. In der französischen Revolution finden sich beide Typen in allen Schattierungen vertreten, die erste vielleicht am besten in Danton, die zweite in Saint-Just und Camille Barrère.

Und zuletzt, auf der untersten Stufe zwischen Idee und That, stehen diejenigen, die Umsturz nur um des Umsturzes willen machen, für die jede Idee nichts weiter als ein Deckmantel ihrer sinnlosen Leidenschaft ist, die Verbrecher werden, wenn sie nicht Demagogen sein können — ich meine die Leute vom Schlage *M a r a t s*, welche ihrerseits wieder Roheit, niederste Gesinnung, hoffnungslos stumpfsinnige Brutalität an sich ziehen, wie man sie jenem Schuster *S i m o n* nachsagt, unter dessen Mißhandlungen angeblich der kindliche Dauphin wie ein zu Tode gemartertes Tier verendete.

Man sieht, es ist ein langer Weg von den die Menschheit erlösenwollenden Schwärmern der Gironde bis zu den Strickerinnen und den Damen der Halle mit ihrer männlichen Gefolgschaft. Er muß aber so weit reichen, denn er ist gleichsam eine Statistik, wie die verschiedenen Rassen-temperaturen eines Landes eine Revolution auffassen, was sie von ihr erwarten und welches Gepräge sie ihr verleihen. Er ist aber zugleich ein Leitfaden durch die Entfaltung der gesamten Menschheit, oder, mit unseren Begriffen, vom *homo europaeus* bis zum *homo primigenius* und all seinen Zwischenstufen und komplizierten Mischungen.

Greifen wir einige wenige Bilder derer heraus, die in jenen Tagen alles waren, vom Helden bis zum betrogenen Betrüger! Zum erstenmal haben wir gelernt, daß es eine objektive Möglichkeit der Beurteilung des Menschen gibt, die weder von Phrasen verhüllt, noch von Irrtümern und Geschichtsfälschungen übertäuscht werden kann. Zum erstenmal wissen wir bestimmt, daß jeder

Zug eines Gesichtes ein untrügliches Dokument über einen guten oder schlechten Eigenschaftskomplex ist. Wir wissen, daß ein Mensch zwangsläufig seinem Aussehen entsprechend handeln muß, und daß dieses Gesetz sich ebenso in primitivster Armut, wie in kompliziertester und sinnverwirrendster Fülle des Ausdrucks kundtun kann, daß es aber immer und überall dasselbe zeitlose und unumstößliche Gesetz der Vererbung des Lebens bleiben muß.

Da ist Graf Mirabeau. Die Stirn eines Crô-Magnonmenschen ist ihm ebenso eigen, wie der weiche und genussüchtige Mund des homo mediterraneus, und die Mischung von homo alpinus und homo aurignacensis in seinen unregelmäßigen Zügen kann nicht abgeleugnet werden. Die Disharmonie seines Lebens und seines Charakters liegt in der Disharmonie seiner Rassenmischung begründet und ist ganz ebenso wenig ineinander verschmolzen und so unorganisch wie diese. Gleichzeitig Vertrauter des Hofes und des Volkes, rasend eitel und ehrgeizig, ein hinreißender Redner und höchst gewandter Führer, sehr begabt, energisch, ausschweifend, tückisch und edel zugleich und dennoch niemals die Ausnahmestellung des überragenden Intellektes und vornehmen Cavaliers verlierend — man sieht, sein Leben, sein Gesicht, seine Rassenmischung sind eins.

Sein rassisches Gegenspiel ist vielleicht Madame Roland. Jede Linie ihres Gesichtes ist einfach, klar und groß. Nichts fehlte zum vollendeten homo europaeus, als daß die Stirn vielleicht etwas zu niedrig, das Kinn ein wenig lang und spitz ist. Jeder, der sie kennt, beteuert ihre Klugheit, ihre Güte, ihre Hilfsbereitschaft. Des

Grafen Mirabeau diplomatische Verschlagenheit hätte ihr das Leben gerettet. Aber sie kann nur ehrlich sein und andere ebenfalls dazu auffordern. Sie muß ihre Ansicht vertreten, sie muß die verworrenen Phrasen, die brutale Machtgier, die rohe Unkultur ihrer Feinde der ganzen Welt preisgeben, so unflug dieser überlegene Mut auch ist. Und die Guillotine tötet sie nicht deshalb, weil sie Girondistin war, sondern weil sie so tollkühn ist, es vor den Augen aller zu bleiben.

Auf einem pathetischen und von den lärmenden Leidenschaften jener Tage erfüllten Bild von A. Loudet zu Marseille befindet sich das Triumvirat Robespierre, Danton, Marat. Drei Kapitel Menschheitsgeschichte leben in ihnen, eine dreifach verschiedene Mischung jener Urrassen, in deren Schatten sie ewig wandeln wird. Robespierre. Seine hohe und schmale Stirn flieht nach rückwärts, aber unter seinen kaum erhöhten Augenbögen wohnen klare, scharfe und wissende Augen. Um so entstellender ist wiederum die Nase, flach, mit viel zu breiten Flügeln, schnabelartig nach vorne geschoben, aber der schmale, kühl verschwiegene und pedantische Mund weiß nichts von betörter und betörender Leidenschaft. Neandertaler, homo europaeus und sogar ein bißchen etwas von der Rasse von Aurignac, streiten sich in diesem Gesicht in wunderlicher Verschmelzung um die Herrschaft, und es trägt gleicherweise den Schein des priesterlich Edlen und das Kainömal der Bestie.

Ganz anders Danton. Er ist Gewaltmensch, viel mehr Neandertaler als sein Freund und Mörder. Augen-

wülste, eine plumpe und breite Nase, ein formloser und pöbelhafter Mund über einem brutal vorgeschobenen Kinn. Das Gesicht gleichsam zusammen und nach vorne gedrückt, mit starker Prognathie. Und doch darüber eine Stirn, die hoch und breit genug ist, daß sie dem besten homo aurignacensis Ehre machen würde. Freilich oben gegen die Basis des Haaranfanges zu neigt sie sich in bedenklichem Winkel nach rückwärts.

Und dann Marat. Er ist von der Häßlichkeit einer bössartigen Dogge. Die Augen liegen nahe aneinander unter bedenklich vorgewölbten Wülsten. Sein großer und häßlicher Mund, nach vorn gestülpt, der auffallend schlechte Gesichtswinkel mit den übermäßig entwickelten Kinnbacken, die kurze Oberlippe lassen den starken Einfluß des Neandertalers erkennen, der vielleicht nur im Gesicht des Schusters Simon noch stärker überwiegt. Man erinnere sich, daß Marat von der Hand Charlotte Cordays fiel, eines auffallend schönen Mädchens, dessen Antlitz fast völlig rein die Züge des homo europaeus zeigt. Sie vernichtet ihn mit derselben Geste, mit der sie einen tollwütigen Hund niederstoßen würde, und ihre ruhige Sicherheit, das Bewußtsein, dem über alles geliebten Vaterland einen Dienst geleistet zu haben, verlassen sie nicht bis zu der Minute ihres eigenen Todes, dem sie sich mit Anmut fügt. Man vergegenwärtige sich dies alles, und man wird den ewigen, nie zu Ende gekämpften Kampf der Rassen in einem einzelnen Beispiel herausgelöst vor sich haben. Ist dies in anderer Gestalt, um Jahrhunderte verspätet, aber in demselben zeitlosen, berechtigten Haß einander gegenüber stehend, nicht wiederum H i d r d i s,

die K o r e, den Mordbrenner, verfolgt, wie in der Fehde auf Island?

Fügt sich nicht auch hier die ganze bunte und vielfältige Welt der Rassen doch letzten Endes wieder in das Schema der großen Dreiheit des Edlen, des Praktisch-Klugen und des Rohen? Ist die französische Revolution, ganz auf ihre letzten Antriebe entblößt, etwas anderes, als daß die Masse der niedrigeren Rassenmischungen sich empörte und mit ihrer Empörung zur Herrschaft gelangte, nicht weil die Weltgeschichte nach Recht und Unrecht entschied, sondern weil die Herrscherkaste, der höheren Rassenmischungen ermüdet, erschöpft war und unfähig zu ernstlichem Widerstand?! Und trotzdem wäre dieser Revolution nicht jener Erfolg zuteil geworden, wenn nicht die Schwärmer und Weltverbesserer, die Männer der Idee und der Begeisterung, die vor allem nach geistiger Herrschaft strebten, den Tribunen und Demagogen vom Schlagwort bis zur Gesetzeserneuerung alles geliehen hätten, dessen die Menge und sie selber bedurften. Nur der Crô-Magnonmensch vermag den Crô-Magnonmenschen zu besiegen, nur der Kultivierte darf es wagen, ungestraft Hand an die Kultur zu legen und sie zu zerstören, denn der Barbar vergiftet sich nur an ihr und vermag sie höchstens eine Zeit lang aufzuhalten, wie es die Geschichte der französischen Revolution zeigt.

Denn man vergesse nicht, daß alle Betrachtung des Weltgeschehens immer wieder jene so oft übersehene und mißachtete Wahrheit bestätigt, daß einzig und allein im

Gefolge eines Gedankens die körperliche Kraft und der Instinkt der Masse gestiegt hat, und daß intensivste Muskelanstrengung ohne einen tragenden Gedanken ebenso sinnlos ist, wie die unverständlichen Gebärden hinter den Mauern der Irrenhäuser. — —

Es gibt vielleicht manche, die glauben, es wäre nötig, auch noch über die Gegenwart und das heutige Deutschland im besonderen zu sprechen. Aber dem, der mit Besonnenheit und Überlegung dieses Büchlein, das ja nur die weitgespannten Umrisse eines neuen Wissenszweiges festlegt, bis hierher gelesen hat, brauche ich nicht mehr zu sagen, daß dies eine überflüssige Wiederholung einer schon erkannten Wahrheit wäre. Denn, wie sagt der weise Konfutsse: „Das Alte war wie das Neue . . .“

Alles, was ich an diesen nicht ohne tieferen Sinn gewählten Beispielen erläuterte, trifft ebenso auf das Heute zu, wie es als unsichtbarer Faden das Gestern lenkte. Die Geetze verändern sich nicht, und einige Jahrhunderte oder gar Jahre sind völlig belanglos, denn sie sind immer nur die an etwas andere Umweltsverhältnisse angepasste Wiederkehr dessen, was sich schon einmal abspielte. Die Geschichte der Kriege gleicht einander, wie eine Sturmnacht der anderen gleicht, und die Geschichte der Revolutionen wird sich immer nach der Formel vollziehen, daß eine aufgepeitschte Menge sich von unbegriffenen und nicht einmal in das Tatsächliche übersetzbaren Schlagworten leiten läßt und solange an eine dadurch hervorgerufene Aufrichtung des irdischen Paradieses glaubt, bis der gesetzmäßige und unbeirrte Ablauf der Dinge sie — wie so oft — zwangsläufig eines Besseren belehrt. Wer dies weiß

und wer es versteht, das Heute an dem Gestern zu messen, für den gibt es nicht die Verwirrung orkanartig hereinschneidender Weltänderungen, an die nur jene glauben, die mit der Ahnungslosigkeit der Eintagsfliege wohl durchschaubare und mit derselben Logik sich immer wieder abspielende Prozesse unbegreiflich und sinnloses Schicksal nennen.

Wir aber wollen nicht glauben, sondern wissen, und um wissen zu können, wurde dieses Buch geschrieben, das zum erstenmal wagt, bisher getrennte Forschungsergebnisse in ein gemeinsam den Menschen beherrschendes Gesetz einzufügen.

Wir gingen von einem Kunstwerk aus, wir durchforschten die Gräber der Ahnen und drangen in die tiefste, unseren Sinnen noch unbegriffene Vermählung der Zelle ein. Wir beobachteten Tier und Pflanze in ihrer Vererbung, und endlich riefen wir unsere eigene Geschichte zum Zeugen an — aber Tote und Lebende, Zelle und Geschöpf, Mensch und Blume antworteten immer nur mit der einzigen Antwort: Wir sind, was wir waren, wir werden sein, was wir sind!

In diesem feierlichen und über die Erde hinausklingenden Rhythmus dreht sich um uns das Leben, und jedes Geschlecht, jeder Sohn und Enkel macht seine Formen bunter und sein Bild vor unseren beschränkten Augen verwirrender. Darum, weil es uns so schwer wird, das Vielfältige zu fassen und das Tiefverschlungene zu lösen, haben wir ja versucht, das Gesetz aufzufinden, das sie alle bewegt, ordnet und zusammensfügt.

Dieses Gesetz ist es, das wir im Wert der Rasse er-

kannten. Und weil wir es erkannten, darum ist es nun aus einer körperlosen Regel und fast mathematischen Gleichung zu einem Zauberstab geworden, der unbeirrt von allem Zeitlichen und Ungeklärten an das heimlichste Wesen der Menschheit zu rühren vermag. Vor dieser neuen Erkenntnis gibt es keine Willkürlichkeiten, kein Dogma und keine von welcher Seite auch aufgezwungene Meinung. In ihrem Scheidewasser klärt sich das Gold von den Schlacken der unedlen Erze. Denn dieser Zauberstab der neuen Rassenbewertung wandelt sich unaufhörlich in unseren suchenden Händen. Er läßt die Phrasen der Lebenden schweigen und redet laut aus dem stummen Mund der Toten. Er läßt die wortlose Sprache von Pflanze und Tier verstehen und macht den unendlichen Kreis sichtbar, in den alle Formen des Lebens eingefügt sind, wie Blüten in einen Kranz. Er ist ein gerechter Richter, denn er richtet nicht nach Gut und Böse, weil Gut und Böse selber nur der Zeit und der Mode der Zeiten anheimgegeben sind. Er richtet nach dem Maße der Notwendigkeit, die sich in Individuum, Generation und Bevölkerung auswirkt. Nichts ist außerhalb jener Macht, und keine Funktion des Lebens vollzieht sich ohne sie. Denn jede Funktion ist bereits die Folge von tausend anderen vorangegangenen Funktionen und die Ursache von tausend anderen, die nach ihr kommen. Sie reicht so weit über das Menschliche hinaus und in den Kosmos hinein, wie die Menschheit selber über Bakterien und Amöben steht.

Aber freilich, die Menschheit ist und bleibt das für uns Wichtigste, Nächstliegende und Bedeutungsvollste. Wenig erforscht, wie sie tatsächlich ist, bedarf sie für uns

vor allem jenes deus ex machina, an den die Alten glaubten. Er muß zeitlos sein, dieser Gott, denn in seiner Gewalt fließen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in eins zusammen, und der in drei Teile zerschlagene Ring der Zeit vollendet sich in sich selber von neuem und unzerstörbar.

Das Gestern liegt hinter uns, wie eine stumme Flut, das Heute schlägt über uns zusammen, wie das Salmmeer einer Wiese über einem winzigen Käfer, das Morgen aber schwimmt als silberne Wolke hoch im Blauen. Und doch sind sie alle drei eins, untrennbar als Welt verbunden.

Wagen wir es, und fragen wir die Gegenwart um die Vergangenheit, die Vergangenheit um die Zukunft.

Wer erkennen will, für den ist der Weg bereitet.

Z e l l e n b ü c h e r e i

I. Kulturelle Reihe

Bisher erschienene Bände:

- Das große Eltzter. Die Wissenschaftslehre Wtlh. Ostwald
Der Weg der Kultur : : : : : : : : : : Raoul Francé
Es führen viele Wege nach Rom : Rudolf Mühlhausen
Du und das Weltall : : : : : : : : : : Bruno H. Bürgel
Der wildgewordene Pädagoge : : : : : : : : : : Otto Ernst
Rasse. Menschen von gestern und morgen : : Annie Harrar
Moral in der Tierwelt : : : : : : : : : : : : : : Th. Zell
Der Segen des Meeres : : : : : : : : : : : : : : Dr. Ludwig Staby
Das Verhältnis : : : : : : : : : : : : : : : : : : Karl Ettlinger (Karlschen)
Die Dame. Ein kulturgeschichtlicher : : : : : : : : : : : : : :
Zeitspiegel aus dem Leben der Ge- : : : : : : : : : : : : : :
sellschaft : Dr. Valerian Tornius
Muttersprache und Vaterland : : : : : : : : : : : : : : : : : : Fritz Mauthner
Schweizer : Ernst Zahn
Engländer : Ernst von Wolzogen
Das verlorene Land. Ein Buch über : : : : : : : : : : : : : :
Lothringen und Lothringer : : : : : : : : : : : : : : : : : : Liesbet Dill
Franzosen : Karl Lahm
Tschechen : Karl Hans Strobl
O du mein Österreich : : : : : : : : : : : : : : : : : : Hans Ludwig Kosegger
Amerikaner : Erwin Rosen
Mexikaner : Victor Ottmann
Chinesen : Dr. Eduard Erkes
Die Silberrepublik. Ein Buch : : : : : : : : : : : : : : : : : :
über Argentinien : Heinz Udo Brachvogel

Preis eines jeden Bandes in Künstlerpappband M. 6.—

Vorrätig in allen größeren Buchhandlungen.

II. Schönggeistige Reihe

Bisher erschienene Bände:

- Weltgeschichte in einer Stunde : : : : : Horst Schöttler
Deutsche Literaturgeschichte in einer Stunde : : Klabund
Hermann Löns und unsere Zeit : Dr. Wilh. Spickernagel
Der Philtster : : : : : : : : : Franz Adam Beyerlein
Einfache Herzen : : : : : : : : : : : Alice Berend
Unsere Wahlkinder : : : : : : : : : : : Luise v. Haber
Ein lustiger Musikante : : : : : : : : : : : Franciscus Nagler
Narrenweisheit : : : : : Frhr. A. v. Gleichen-Rufswurm
Ersahmenschen : : : : : Frhr. A. v. Gleichen-Rufswurm
Du und das Bild : : : : : : : : : Prof. Dr. Max Glass

*

III. Politisch = wirtschaftliche Reihe

Bisher erschienene Bände:

- Die Kunst der politischen Rede : : : : : Gustav Herrmann
I. Geschichtliche Grundlagen : : : : : : : : : : : : : : :
II. Praktische Anleitung : : : : : : : : : : : : : : :
Die politische Kinderstube. : : : : Prof. Dr. Paul Lensch
Vaterland und Menschheit : : : : : Franz Karl Endres
Eva in der Politik : : : : : : : : : : : Larry Brachvogel
Auslandspolitik : : : : : : : : : : : : : : : Otto Ebstein
Das Auf und Ab der Völker : : : : : Dr. Albrecht Wirth
Blaudereien eines Bankdirektors : : Prof. Dr. Georg Obst
Grundlagen der Volkswirtschaft : : Prof. Dr. F. Schmidt
Rechtsunterricht für den Hausbedarf : : Dr. Hans Lieske
Du und das Strafrecht : : : : : : : : : Dr. Hans Lieske
Chemie in einer Stunde : : : : : Prof. Dr. Lassar-Eohn

Preis eines jeden Bandes in Künstlerpappband M. 6.—

Vorrätig in allen größeren Buchhandlungen.

THE LIBRARY

CALIFORNIA
THE LIBRARY

UNIVERSITY
SANTA BARBARA

LIBRARY OF
SANTA BARBARA

**THE LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Santa Barbara**

**THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE
STAMPED BELOW.**

100M 11/86 Series 9482

THE UNIVERSITY OF

THE LIBRARY OF

SANTA BARBARA



3 1205 00881 5050



UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY



A 000 774 802 3

